Band VIII.

Wippchens sämmtliche Berichte.

Herausgegeben

von

Julius Stettenheim.

Zweite Auflage.

Berlin.
Verlag von Hermann Paetel.
1893.

In demselben Verlage erschienen ferner:

Wippchens sämmtliche Berichte.

Herausgegeben

von

Julius Stettenheim.

Erster Band. Vierzehnte Auflage.

Inhalt: Der orientalische Krieg.

Zweiter Band. Achte Auflage.

Inhalt: Die Pariser Weltausstellung. — Der Berliner Congreß. — Das Bankett der Collegen. — Die Occupation Bosniens und der Herzegowina. — Der Frieden von Kissingen. — Der Krieg zwischen England und Afghanistan. — Der Kaffernkrieg. — Der zweite afghanische Krieg.

Dritter Band. Zweite Auflage.

Inhalt: Die spanische Reise. — Die Krönung in Moskau. — Die Einnahme von Tamatave. — Die Niederlage der Franzosen in Tonking. — Der Ulan. — Der deutsch-chinesische Conflict. — Athen vor dem Kriege. — Der französisch-tunesische Krieg. — Die Einnahme von Sontay. — Die Engländer und die Boers. — Der Zar in Danzig. — Die Insurrection in der Herzegowina. — Hartmann und Europa.

Wippchens sämmtliche Berichte.

Herausgegeben

von

Julius Stettenheim.

Achter Band.

Zweite Auflage.

Berlin.
Verlag von Hermann Paetel.
1893.

Inhalt.

Der Indianerkrieg.

I.

Herrn Wippchen in Bernau.

Seit dem December haben wir nichts von Ihnen als einen Glückwunsch zum neuen Jahr vernommen, für den wir Ihnen bestens danken. Aber willkommener wäre uns doch ein Bericht aus Ihrer Feder gewesen, um das neue Quartal mit einem solchen eröffnen zu können. Nun bitten wir Sie, sich baldigst an die Arbeit zu machen. Sie werden mit bewährter Fixigkeit schon einen Stoff finden.

Ergebenst

Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 15. Januar 1891.

Noch stand ich ernst am offenen Rande des Meers der Ewigkeit, in welches das alte Jahr versunken war, um niemals wieder emporzutauchen, da reißt mich Ihr geschätztes Schreiben in die Arbeit zurück, als hätte ich wie ein Baum die Absicht gehabt, in den Himmel zu wachsen. Aber keine Person, kein Wein, kein Anzug, keine Hand, kein Sinn, kurz, nichts ist so leicht als zu sagen: Arbeite! Es muß aber doch etwas vorhanden sein, was zu arbeiten wäre. Ich soll einen Kriegsbericht aus der Dinte stampfen, wo nirgends ein Würfel an's Fallen denkt. Der eiserne Würfel fällt nicht wie der Regen oder ein Papier. Ich habe alle Blätter bis zur Neige durchgelesen, aber so viele Wässerchen in Europa sein mögen, nirgends fand ich eines getrübt, alle Staaten blieben treu dem Spruch: Aller guten Schritte sind drei, die einer dem andern und umgekehrt vom Leibe zu bleiben hat. Selbst dem Franzosen, welcher doch immer einen Funken hat, fehlt das nöthige Pulverfaß dazu und obenein die Luft, in die er dasselbe sprengen könnte. Das wirklich Fin de Sièclehafte Hetzen der Pariser Presse hat aufgehört, und Frankreich denkt nicht mehr daran, alles auf eine Deutsche Generalstabskarte zu setzen. Europa hat — verzeihen Sie das harte Wort! — besseres zu thun, als unter allen Göttern just den Mars anzufachen.

Das Einzige, womit ich Ihnen dienen kann, ist das Ende, das die Vereinigten Staaten der United states den Indianern machen wollen, und mit dieser Affaire will ich mich auch beschäftigen, um Ihnen zu zeigen, daß Sie Ihre Arme nicht um-

sonst nach mir ausstrecken, damit daß ich Ihnen unter dieselben greife. Das heißt: umsonst, aber doch nicht ohne ein Körnchen grano salis. Der Jahresanfang hat meiner Kasse den Rest genommen, mithin gegeben, und wenn Sie mir nicht einen Vorschuß von 60, sondern von 80 Mk. senden, so ist alles wieder gut. Gott wird ihn Ihnen im neuen Jahr tausendfach vergelten, und um daher diese schöne Summe zu 100 000 zu vergrößern, ersuche ich Sie um 100 Mk.

* * *

Washington, den 2. Januar 1891.

W. So wären wir denn wieder mitten im Indianerkriege. Gleichzeitig mit dem prächtigen Dampfer der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft, auf welchem ich mir ein einfaches Cabinet mit separatem Eingang, Kost und Kleiderreinigung gemiethet hatte, kam ich hier an, stieg im „Goldenen Yankee-doudle“ ab und begab mich sofort in das Kampfgebiet.

Wer die Sioux (sprich: Sioux) nur aus ihren öffentlichen Gastspielen unter der Leitung des Directors Buffalo Bill kennt, weiß wenig oder noch weniger von diesen halbwilden, jetzt bereits entlaubten Stämmen. Wo sie in Europa Vorstellungen gaben, war nur das Entrée Ernst, alles andere aber Komödie. Hier in den Indianergebieten nehmen sie kein Entrée, sondern lassen überhaupt keinen Amerikaner hinein, und alles ist umsonst, was versucht wird, sie zu civilisiren. Von Zeit zu Zeit kommt ihnen der Einfall, einen solchen in das Gebiet der

Amerikaner zu wagen, die sich dies denn auch nicht zweimal sagen lassen, sondern aus der Haut zwischen sie fahren. Darin verstehen die Amerikaner nur Ernst, sie sagen: „Rothhäute, morgen todt!“

Sitting Bull ist es bereits. Er hatte die Rothhäute in ziemlicher Anzahl zu Markte getragen und fiel in die Hände der Indianerpolizisten. Seine Söhne, Namens Schwarzvogel und Krähenfuß, wollten ihn befreien, da segnete ein Schuß aus einem Winchestergewehr sein Zeitliches, und als nun die nachrückenden Truppen herankamen, schlugen diese den beiden Söhnen und zwölf ihrer Gefährten das letzte Stündlein auf's Haupt.

Das war der erste Sieg des Generals Miles (sprich: Miles), aber er goß nur Oel in die Waffen, zu denen die Indianer gegriffen hatten. Die Sioux, welche früher gethan, als könnten sie nicht drei zählen, zählen jetzt circa 50,000, alle mit knallfreiem Pfeil und Bogen bewaffnet und nach Indianerart in auf die Haut gemalter Uniform. Schon diese letztere Eigenthümlichkeit erklärt es, daß sie nicht von der Cultur beleckt sind, was ja auch Niemand der Cultur verdenken wird. Es sind bis auf das Bemalen der Haut reine Naturkinder, welche von allen Fischen allein die Scholle lieben, an die sie gebunden sind, von der Jagd leben und das Feld bebauen, freilich nur mit elenden Hütten. Aber wenn man sie ausrotten will, dann wehren sie sich, wie wir jetzt sehen, ihrer Rothhaut.

Und nun stehen sich die beiden Völker, die Sioux und die Amerikaner, seit Olimsgedenken dicke Feinde, kampfbereit gegenüber, entschlossen, eher zu sterben als in's Gras zu beißen.

Selbstverständlich werden die Amerikaner nicht eher ruhen, als bis der letzte Indianer die Waffen nach der Decke gestreckt hat, aber das wird keine leichte Aufgabe werden, denn sie haben es mit einem Gegner zu thun, der vom Kopf bis zur Zehe zähe ist. Bis jetzt sind nur kleine Scharmützel vorgefallen, nach dem ersten großen schreibe ich Ihnen wieder.

II.

Herrn Wippchen in Bernau.

Gleichzeitig mit Ihrem zweiten Bericht aus Washington über den Krieg gegen die Indianer trifft per Kabel die Nachricht ein, daß General Miles durch einen Tagesbefehl den Truppen der Union das Ende des Indianerkriegs angezeigt habe. Nun können wir doch wohl Ihren Bericht nicht mehr veröffentlichen, welcher von einer Fortsetzung dieses Krieges erzählt. Wir bitten Sie, uns zu sagen, wie Sie über eine solche Veröffentlichung denken. Sie werden wahrscheinlich selbst einsehen, daß wir jetzt gleichfalls schließen müssen, und daß

es richtig sei, den Bericht durch einen anderen über irgend ein anderes Ereigniß zu ersetzen.

In Erwartung Ihres freundlichen Bescheids grüßen wir Sie

ergebenst

Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 30. Januar 1891.

Weder mit einem Diebe, noch mit einem Diamanten will ich mich vergleichen, wenn ich sage, daß ich auf Ihre Zeilen gefaßt war. Aber ich stehe wie Shylock auf meinem Pfund Fleisch, wenn ich Ihre Frage verneine. Wie können Sie glauben, daß ich mir bei dem herrschenden Kriegsmangel einen Krieg, dessen erster Schuß kaum noch fertig gefallen ist, schon nach einem einzigen Bericht vor der Nase schließen lassen werde! Das hieße doch, das Geld zum offenen Fenster hinauswerfen, ein Bad verschütten, bevor noch das Kind darin vorhanden. Ein Kriegsberichterstatter, dem ein eben begonnener Mars mehr als eine melkende Kuh ist, wird seine Leser nicht in einen Krieg stürzen, um ihnen nach der ersten Action mitzutheilen, daß er, der gestern dem Frieden den Garaus, ihm heute schon Platz gemacht habe. Dann träfe den Berichterstatter doch der Vorwurf, daß er seine Leser eigentlich zum Schlechtesten gehabt und sie,

wenn auch nicht absichtlich betrogen, doch nicht vor's Licht geführt habe. Ich will mir desgleichen nicht nachsagen lassen, ich war — verzeihen Sie das harte Wort! — ganz froh, daß die Indianer sich endlich einmal wieder entschlossen hatten, sich zu erheben, d. h. widersetzen, und es fällt mir nicht ein, den Krieg wieder durch die wenigen kümmerlichen Lappen, die er mir ohnedies bietet, gehen zu lassen. Duldete ich das, so wäre ich in jeder Redaktion, um in einem recht zeitgemäßen Bilde zu reden, das erste Rad am Schlitten.

Ich bitte Sie also, meinen zweiten Bericht ohne Weiteres in den Druck zu geben. Bedenken Sie, daß Amerika eines Riesenkabels Länge von uns entfernt ist und daß Dementis kurze Beine haben, wenn es gilt, eine Ente richtig zu stellen. Bevor das Ende des Indianerkrieges allgemein bekannt sein wird, ist das Räthsel unseres zweiten Berichtes längst gerathen, und zwar in Vergessenheit.

Wie leicht übrigens falsche Nachrichten Glauben finden, beweist meine vorige Vorschußbitte. Ich hatte darin 40 M. zu wenig angegeben. Seien Sie so freundlich, diesem Irrthum durch baldige Zusendung entgegenzutreten.

* *
*

Pineridge, den 26. Januar 1891.

W. Jeder, der die beiden Völker kennt, deren jedes augenblicklich mit einem Fuß im Grabe des andern steht, wird wissen, daß die Sioux einen Meineid leisteten, als sie schwuren, die

Amerikaner in die Flucht bis zu Paaren zu treiben. Denn die Sioux sind die Schwächern, die Amerikaner müssen, sie mögen wollen oder nicht, den Längeren ziehen. Die Sioux sind kaum bis an's Kinn, die Amerikaner aber bis an die Zähne, jene mit Armbrüsten, diese mit Arkebusen bewaffnet, die Sioux kennen die Disciplin kaum dem Namen nach, weil es ein lateinisches Wort ist, und es fehlt ihnen vor Allem das Haupt, und es ist daher kaum zu verwundern, wenn sie auf dasselbe geschlagen werden. Als ich also im Geiste den letzten Mann sah, bis auf welchen jedes der beiden Heere sich schlagen wollte, da war ich keinen Augenblick im Zweifel darüber, welches von beiden dem andern den Nacken unter den Fuß setzen würde.

Weder die Amerikaner, noch die Sioux wollten den ersten Schuß laut werden lassen, um die Ruhe vor dem Gewitter nicht muthwillig zu stören, als von Washington der Befehl eintraf, mindestens ein Dutzend Rothhäute und Rothhäutinnen einzufangen, welche eine Gesellschaft von Specialitäten-Agenten bestellt hatte, um dieselben in Europa für Geld zu zeigen. General Miles rückte also vor, und das war für die Sioux, welche nicht wissen konnten, was der General wollte, das Signal, sich unter einander blutig zu bekämpfen. Es war ein Handgemenge, daß man vor lauter Händen das Gemenge nicht sehen konnte. Einer setzte dem andern den Bogen auf die Brust, und der andere suchte wieder den einen zu skalpiren. Sie waren sich nämlich nicht einig darüber, ob sie mit oder ohne Waffen fliehen sollten. Diejenigen, die überhaupt keine Waffen hatten, ergriffen das Hasenpanier, obschon ich nicht weiß, von welchem indianischen

Thier dieses Panier bei den Sioux den Namen hat, die Anderen aber setzten den Kampf fort, der, als ich das Hauptquartier der Amerikaner verließ, noch nicht entschieden war. Mittlerweile rückte General Miles weiter vor, und die Officiere begannen zu wetten, ob die Sioux mit den Waffen fliehen, oder sie abliefern und dann fliehen würden. Jedenfalls ist der Sand, in welchem sich der Indianerkrieg verlaufen wird, nur noch eine Frage der Zeit. General Miles, praktisch wie alle Amerikaner, wird den Sioux, wenn sie die Waffen abgeben und dann die Flucht ergreifen werden, gewiß, wenn auch keine goldenen, so doch solche Brücken bauen, welche sie mit leichter Mühe hinter sich verbrennen können.

Der Berliner Preßball.

Bernau, den 30. Januar 1891.

W. Wie lange hatte ich der Muse Terpsichore kein Bein gestellt! Es gab eine Zeit, wo ich während eines Balles niemals meine Füße in den Schooß gelegt und kurz vor dem Krähen des anbrechenden Morgens die Tanzkarte bis zur Neige geleert hatte. Als aber meinem Haupt das erste graue Haar, wie Minerva dem des Jupiter, entsprungen war, da hing ich alle Walzer an den Nagel, den die jungen Männer zu haben pflegen, so lange noch die Backfische in ihnen die Retter jeder Gesellschaft verehren. Es dauerte nicht lange, und kein Ball, selbst nicht der rundeste, vermochte mich noch zu reizen.

Nur einer, der Ball des Vereins „Berliner Presse", bildete auch jetzt wieder einen Magneten, der mich so anzog, daß ich bald im Frack dastand. Denn ich bin, wenn auch wohlgebaut, mit der Journalistik durch und durch verwachsen. Ich habe die Dinte mit der Muttermilch eingesogen, und ich habe von der

Feder auf gedient, als sei sie eine Pike. Ja, wer mir selbst etwas auf die Scheere sagt, den schneide ich von diesem Augenblick an. Und so ist es denn begreiflich, daß mich, wenn meine Kollegen ein Fest feiern, keine zehn Vorschüsse halten.

Am Sonnabend, den 31., findet dieser Ball in der Vielharmonie statt. Ich werde ihn wohl erst mit dem ersten Strahl Aurorens verlassen, um einen langen Morpheus zu thun. Darum sende ich Ihnen den Ballbericht schon heute, fürchtend, übermorgen zu spät aus den Federn zu kommen, um eine derselben rechtzeitig in die Dinte tauchen zu können.

Der Riesensaal hatte längst den Versuch aufgegeben, die glänzende Reihe von Damen und Herren zu fassen, als ich ihn betrat. Wie in Faust's Brust, ach, zwei, so wohnt in der Vielharmonie eine Reihe von Sälen, die alle bereits so voll waren, daß kein tanzendes Paar zur Erde fallen konnte. Die Nacht war vor dem ölektrischen Lichte geflohen, und reizende Frauengestalten, halb von den verschämten Armen verantwortlicher Redakteure und gewissenhafter Mitarbeiter, und halb von den Noten des Reichstanzlers Strauß getragen, machten den Wunsch in mir rege, ein Walzer zu sein, bloß um von ihnen gewalzt zu werden. Meine berühmten und noch berühmteren Kollegen hatten alle Beine voll zu thun: jede Dame, welche in ihnen geblättert hatte, wollte doch wenigstens einmal mit ihnen getanzt haben, um einst ihren späteren Enkeln auf ihren Knieen davon erzählen zu können. Wenn man von Fanny Elsler sagte, sie tanzte Geschichte, hier konnte man von den Autoren sagen, sie tanzten — verzeihen Sie das harte Wort! — Album.

Um die dramatischen Autoren riß man sich fast in einaktige Stücke, die Romandichter wurden — es ist dies eigentlich ein Uebelstand — von einer Dame an die andere auf kurze Zeit geborgt, die Kritiker konnten den vielen an sie gestellten Anforderungen kaum, was sie ja sonst immer sind, gerecht werden, die Sitzredakteure kamen nicht zum Sitzen, und die Lyriker wurden immer dichter, wie sie es ja sind, von Damen umgeben. So bildete das Ganze ein köstliches Ensemble.

Von der Tombola habe ich eine Anekdote in meinem Petto, welche, wenn sie auch nicht wahr ist, doch den Vorzug hat, schlecht zu sein. Ein Herr hatte ein Buch gewonnen und suchte es nach einer Weile, indem er klagte: Ich habe das Buch verlegt. Sofort stürzten 25 Schriftstellerinnen auf ihn zu und riefen: Ach, Sie sind Verleger?

Nun sitze ich im Nebensaal bei einer reizenden Wittwe. Kennen Sie die Wittwe Clicquot? Wenn sie mir nur weniger theuer wäre! Aber ich leere sie auf das Wohl des Vereins „Berliner Presse“.

Der Streit zwischen Italien und Amerika.

Herrn Wippchen in Bernau.

Nach peinlich langem Warten sehen wir uns endlich genöthigt, Sie in allem Ernst daran zu erinnern, daß Sie die Pflicht haben, uns dann und wann einen Bericht zu senden. Wir haben Sie nicht gegen Ihren Willen veranlassen wollen, einen Artikel zu schreiben, wo wir meinten, daß kein Stoff vorhanden war. Nun aber fehlt es seit Wochen nicht an Ereignissen, welche Sie nothwendiger Weise interessiren müssen, und immer noch warten wir vergeblich. Wir müssen es als ungehörig bezeichnen, daß Sie abermals uns mahnen lassen, um erst dann an Ihre Aufgabe

heranzugehen. Ueberall herrscht Bewegung in der Politik, und wir erhalten keine Zeile von Ihnen. Hoffentlich genügt diese Andeutung, Sie zur Wiederaufnahme der Arbeit zu veranlassen.

Ergebenst

Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 13. April 1891.

Ich hatte eigentlich die Absicht, Ihnen mit schroffer Feder den Standpunkt zurechtzusetzen und Ihnen den Kopf derart klar zu machen, daß es Ihnen nicht so bald wieder einfallen könnte, ihn zu zerbrechen, wenn ich einmal längere Zeit den Schooß mit meinen Händen fülle. Was hat Ihnen der Lärm gethan, daß Sie ihn in der Weise, wie es geschehen ist, geschlagen haben, nur weil ich in den Mücken nicht wie Sie den Stoff zu Elephanten erblickte? Wenn in diesem Augenblick die gesammten deutschen Kreuzer aus den chinesischen Gewässern an die chilenische Küste geschwadert sind, wenn in Sofia der arme Finanzminister Beltscheff ein Opfer der panslavistischen Meuchelkugel geworden ist, und wenn der russische Zarnot dem französischen Carnot den Andreasorden am Zeuge flickte und also mit der Republik liebanstatt haßäugelt: so sind das für mich doch noch lange keine so große Ereignisse, daß ich mich beeilen könnte, ihren Schatten

vorauszuwerfen. Griffe ich zum äußersten Tintenfaß, wenn sich irgendwo eine Verdüsterung des Horizonts regt, oder stieße ich gar sofort in die Kriegsfurie, dann hätte ich wahrlich den ganzen lieben Tag nichts anderes zu thun, und Sie könnten nicht die Hälfte von allen den Völkerkriegen zum Abdruck bringen. Abgesehen von dem Leichtsinn eines solchen Berichterstattens, so würde Ihrem geschätzten Blatte auch der Raum für so viele Schlachten fehlen. Ich handele also ganz in Ihrem Interesse, wenn ich mich nur im äußersten Nothfall auf einen Bruch des europäischen Friedens einlasse. Goethe sagt sehr richtig: In der Beschränkung zeigt sich erst — verzeihen Sie das harte Wort! — der Meister, und Sie dürfen sich also freuen, in mir einen beschränkten Mitarbeiter zu besitzen, anstatt mir die Haut, aus der Sie gefahren sind, vorzuwerfen.

Ich sehe aber ein, daß Sie trotzdem einen Artikel brauchen, und zu einem solchen bietet sich mir der Streit, welcher zwischen Italien und Amerika ausgebrochen ist, Kraft und Stoff. Sie finden ihn einliegend. Und nun reichen Sie mir die Hand, und wenn sie eine andere waschen will, so biete ich ihr die meinige. Ich bin trotz der herrschenden Kälte abgebrannt wie mitten im Sommer, denn Torf und Kohlen kosten viel Holz, und wenn mein Ofen nicht so kalt sein soll, als heizte ich ihn mit Eis, so läuft er fortwährend in's Geld. Ich bitte Sie daher um einen Vorschuß von 40 oder höchstens 50 Mark.

*　　*
*

Washington, den 11. April 1891.

W. Vor allen Dingen möchte ich davor warnen, die Gerüchte, welche wie Wagner's Holländer umherfliegen, nicht so heiß zu essen, wie sie im Umlauf gekocht werden. Wer die Thür aufmerksam beobachtet, wird wissen, daß der Krieg nicht unmittelbar vor ihr steht. Es sieht allerdings drohend aus, und sehr leicht könnte der Tropfen, der das Gefäß zum Ueberlaufen bringen kann, sich in einen Funken verwandeln und in das Pulverfaß fallen, und dann ständen wir allerdings mit einem Fuß im Seekrieg. Aber die beiden Mächte werden sich den Fuß sehr reiflich überlegen und ihn mit allen Kräften verhindern, am allerwenigsten werden sie die Brücken hinter sich über's Knie abbrechen.

Was in New-Orleans (sprich: New-Orleans) geschehen ist, verletzte allerdings alle Sitten des Völkerrechts und links. Die Bewohner der genannten Stadt haben mehrere freigesprochene Italiener über die Lynchjustiz springen lassen. Der italienische Gesandte di Fava drohte darauf, augenblicklich in See zu stechen, wenn die Schuldigen nicht bei den Haaren zur Verantwortung herbeigezogen und die Hinterbliebenen der Ermordeten nicht entschädigt würden. Wenn ein Gesandter abreist, so will das sagen, daß der Geduldsfaden abreißt, und dann ist das Rollen da, in welches der Stein kommt, der nicht mehr aufzuhalten ist.

Der Staatssekretär Nordamerikas, Herr Blaine, (sprich: Blaine), soll leider ein Mann sein, der kein Feuer sehen kann, ohne Oel hinein zu gießen. Das Feuer nun, welches da eben in Italien auflodert, ist Wasser auf seine Mühle, und er thut

nichts, die Mühle in den Hintergrund treten zu lassen. Im Gegentheil tritt er wie ein Mann auf, der einem schwächeren Gegner gegenüber mit Karl Moor sagt: „Ich fühle eine Flotte in meiner Faust“, und das macht kein gutes Blut.

Hoffentlich wird die washingtöner Regierung einsehen, daß Italiens Verlangen erfüllt werden muß. Wenn in Italien amerikanische Bürger über den grundlosesten Haufen, den man sich denken kann, geschossen worden wären, so wäre eine amerikanische Flotte vor Rom erschienen und das Forum Romanum vielleicht heute schon eine Ruine, aber ganz gewiß würde Rom gezwungen worden sein, die Mörder zur Nemesis zu ziehen. Und alle Welt hätte gesagt: Amerika ist im Recht, Auge um Auge, Lynch um Lynch.

Wir wollen das Weitere abwarten. Roma hat sein Locuta laut werden lassen, es ist nun an Amerika, die Causa durch ein befriedigendes Finita aus der Welt zu schaffen.

Königin-Mutter Natalie.

Herrn Wippchen in Bernau.

Sie würden uns einen großen Dienst leisten, wenn Sie uns recht bald, wenn möglich umgehend, einen ausführlichen Bericht über die Ausweisung der Königin-Mutter aus Belgrad lieferten. Wir wissen wohl, daß Ihnen die einer Dame und noch dazu einer Mutter zugefügte Behandlung höchst unsympatisch ist, und daß Sie als galanter Frauenfreund das ganze Thema höchst widerwärtig finden werden. Dennoch bitten wir Sie, sich der Arbeit zu unterziehen. Gerade, weil es sich hier um eine Dame handelt, ist das Publikum neugierig und

sehr gespannt auf sensationelle Nachrichten, und dieser Umstand dürfte Ihren Widerwillen besiegen.

Indem wir Sie bitten, unseren Wunsch recht rasch zu erfüllen, grüßen wir Sie

ergebenst

Die Redaktion.

*   *
*

Bernau, den 27. Mai 1891.

Ich bin kein Mensch, der sich jeden Morgen das Haar sträuben läßt und nun den ganzen Tag über alles, was sich ereignet, außerhalb des Häuschens verbringt. Ich lasse zweimal fünf gerade sein, bevor ich — verzeihen Sie das harte Wort! — aus der Haut fahre. Aber die Art und Weise, wie man in Belgrad eine Frau, eine Mutter, eine Königin (und jede Frau, die Mutter ist, sollte als Königin geachtet werden) behandelt hat, brachte doch meine Gänsehaut zum Ueberlaufen. Ich fragte mich, ob man in Belgrad die Verse nicht kennt, die ich einst einer Dame in's Album schrieb:

Geh' den Weibern zart entgegen,
Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan,
Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.

Ehret die Frauen! Das Naturell der Frauen
Ist so nah mit der Kunst verwandt,
Das Richterschwert, womit der Mann sich ziert,
Verhaßt ist's in der Frauen Hand!

Als ich las, daß das Ministerium dort einem Polizeibeamten den Auftrag gegeben hatte, einer Dame, deren Sohn mit einer Krone bekleidet ist, Beine zu machen, fragte ich mich: Wie kann ein Land so ungalant sein! Keine Antwort.

Es freut mich, daß Sie ahnen, ich würde manchen Seufzer zu trocknen haben, indem ich an die Beschreibung dieser traurigen Ereignisse gehe. Welchem Manne von Welt und Geschmack wird sich aber nicht das Contre-coeur im Leibe umdrehen, wenn er sieht, mit welchen Füßen die den Damen schuldige Achtung getreten wird! Man glaubt sich in Zeiten zurückversetzt, wo die Frau noch eine Sklavin war und nicht viel mehr galt als ein Lastthier, welches vor die Kinder gespannt war, um sie zu ziehen.

Um Ihnen indeß in Ihrer Verlegenheit zu helfen, habe ich meinen Widerwillen überwunden, und so finden Sie denn einliegend die ausgewiesene Natalie. Ueberwinden Sie gleichfalls Ihren Widerwillen, um mir aus der Verlegenheit zu helfen. Ich verlange keine ausgewiesene Frau von Ihnen, sondern nur einen Vorschuß von 60 Mark.

* * *

Belgrad, den 19. Mai 1891, Abends.

W. Serbien sollte um jeden Preis einen Waisen-König haben, und nachdem sein Vater eine Million Fersengeld bekommen hatte, sollte nun auch seine Mutter sich auf die allerhöchsten Strümpfe machen. Um dies zu beschleunigen, erschien gestern Nachmittag zwei Uhr der Polizeipräfekt vor ihrem Hause. Die Thür war verschlossen und das Schloß mußte also wie eine Bank gesprengt werden. Der Polizeipräfekt erklärte nun, daß er Natalie zwingen würde, falls sie nicht freiwillig den nächsten Rückzug besteige. Die Königin ersuchte ihn hierauf, gefälligst Gewalt anzuwenden, da sie nur dieser weichen werde. Dies theilte der Beamte sofort der Regentschaft und der Regierung mit, worauf diese ihm freie Hand gaben, dieselbe an die Königin zu legen. Als diese solches vernahm, erklärte sie dies für die Gewalt, welcher sie weichen zu wollen versprochen hatte, und bestieg im Hof des Palais allergnädigst die Gala-Equipage. Sie sollte an Bord des Donaudampfers „Deligrad" gebracht werden. Auch die Pferde wichen der Gewalt und zogen den Wagen auf die Straße. Kaum aber war die Königin bis in die Nähe des Landungsplatzes gerollt, so drangen die Volksmassen auf die Gensdarmen, welche die Equipage umgaben, ein und rissen sie von den Pferden. So wichen auch die Gensdarmen der Gewalt und suchten das Weite in der Flucht. Hierauf spannten Bürger und Studenten die Pferde der Equipage aus und zogen dieselbe, die ebenso der Gewalt wich, im Triumph zum Palais zurück. „Wir haben geschworen," sagte die Königin, „der Gewalt zu weichen, und Wir halten Unser Wort!"

Vor dem Palais hoben die Studenten die fortwährend der Gewalt weichende Königin aus dem Wagen und trugen sie auf den Schultern in das Palais zurück. Blendend helle Haufen umgaben das Palais. Der Gewalt des stürmischen Verlangens weichend, erschien die Königin wiederholt am Fenster. Nun versuchte die Garde-Kavallerie, die Menge mit Gewalt zum Weichen zu bringen, umsonst. Die Reiterei lief zurück und erwiderte den Steinhagel mit Kugelregen.

Der 15jährige König Alexanderchen I. war schon am Morgen nach Topschider gebracht worden, woselbst er ungestört weiterherrschte.

Heute in aller Frühe endlich wich die Königin zum zehnten Mal der Gewalt. Um 4 Komma 27 Uhr wurde sie nach der Bahn gebracht, von wo sie nach Semlin abfuhr und wo sie im Hotel Europa wohnt. Sie begab sich sogleich zur Ruhe, in der sie hoffentlich nun Serbien lassen wird. Zwar fliegen ihr alle Herzen zu, wie dies eine Frau verdient, welche sich wie eine Löwin, der man ihre Jungen rauben will, vertheidigt, aber die Großmächte kennen solche Sentimentalitäten nicht. Sie fürchten, daß von den Unruhen in Serbien ein Funke in die Nachbarstaaten fallen und diese zum Explodiren bringen könnte, und da ist ihnen doch die Mutter der Weisheit wichtiger als die des Jünglings, der augenblicklich der Vater des serbischen Volkes ist.

Bayreuther Tage.

I.

W. Mir ist kein Rhodus zu weit, wenn es einen Tanz gilt. Aber ich sehe mich vergeblich nach einem Rhodus um und um, nirgends wollen Würfel fallen, denen der Kriegsberichterstatter an den Augen abzusehen vermag, was seines Amtes ist. Der Dreibund hat der Bellona wirklich die Drommete in den Schooß gelegt, und der Frieden hat den höchsten Grad erreicht, so daß man kaum noch von einem tiefen Frieden reden darf. Und so habe ich mich denn entschlossen, Bayreuth mitzumachen, obschon mir eigentlich die Engländer und Amerikaner schon wegen der vielen in ihrer Sprache vorkommenden Fremdwörter nicht — verzeihen Sie das harte Wort! — sympathisch sind.

Ich entschloß mich aus verschiedenen Gründen. Erstens muß ich um das tägliche Honorar arbeiten, zweitens ist ja jetzt eigentlich Wahnfried ein Wahnkrieg zwischen den Wagnervereinen und Frau Cosima, und drittens verstehe ich von der Musik nichts

wie die meisten Besucher Bayreuths, welche die Festspiele durchqueren. So fuhr ich denn nach der Stadt am Rothen Main in Oberfranken, in der sich auf einem Hügel das von den Engländern so richtig als Nehschenelthieter bezeichnete stolze „Nationaltheater“ Wagners erhebt. Man hatte mir gesagt, daß ich, um Wagners Musik zu verstehen, Schopenhauer verstehen müßte, und so nahm ich mir denn natürlich diesen Philosophen in fünf Bänden mit auf die Reise, um ihn zu lesen. Ich las ihn denn auch. Inständig bat ich den erquickenden Morpheus, ein Auge zuzudrücken und mich lesen zu lassen. Er hatte mich aber wohl mißverstanden, denn er drückte anstatt seines eigenen meine beiden Augen zu, und bald ruhte ich in seinen Armen und schlief weithinschallend. Im Traume erschien mir Apollo. Ich glaubte schon, er wollte mir wie dem Marsyas die Haut in Abzug bringen, aber er beruhigte mich und sagte: „Wenn Sie Schopenhauer verstehen wollen, so müssen Sie Wagner hören.“ Also das Gegentheil von dem, was man mir in Bernau gesagt hatte. Apollo salutirte mit seiner alten Leier zum Abschied, und ich erwachte.

Das Dampfroß stampfte den Bayreuther Bahnhof. Ich war am Ziel.

Ein echtes musikalisches Bild entrollte sich nun. Dienstmänner stürzten auf die Reisenden zu und boten sich als thematische Leitfäden durch die Musik zu Tristan und Isolde, als Führer durch den Tannhäuser und Parsifal an. Gepäckträger fragten, ob sie dem Reisenden die Partituren und anderes Handgepäck nach dem Hôtel besorgen sollten. Junge Leute empfahlen sich als Be-

gleiter solchen Reisenden, welche der Allitteration nicht mächtig seien. Vor dem Bahnhof standen Wagen der Hôtels: Venusberger Hof, des Hôtel garni Elisabeth, Hôtel Marke, Hôtel zur Wartburg, Zum treuen Tristan u. s. w. Ich stieg im „Reinen Thoren“ ab, obschon man mir gesagt hatte, daß der Wirth alle Klagen über unverschämte Preise mit einem unbefangenen Lächeln abwies. Aber ich freute mich, wenigstens ein Bett gefunden zu haben, auf welchem ich mich nach den überwältigenden Kunstgenüssen schlaflos umherwälzen konnte.

Nachdem ich mich restaurirt hatte, klingelte ich und bestellte Kaffee. Das Stubenmädchen brachte mir das Textbuch zum Parsifal, zum Tannhäuser und zu Tristan und Isolde, andere Erfrischungen gäbe es in diesem Hôtel nicht. Ich zog mich also an und ging aus.

Was mir besonders gefällt, ist, daß die Straßen noch keine englische Namen haben, und daß doch noch hier und da deutsch gesprochen wird. Ein Schild am Hause eines Ohrenarztes mit der Aufschrift: „Hier spricht man deutsch“ that meinem Auge wohl, wie der Anblick eines Vorschusses.

Bewegtes Leben und Treiben überall. Aus dem Wirthshaus „Die beiden Schwäne“ wurde ein junger Mann unter dem Gesang des Brautlieds im Lohengrin hinausgeworfen, welcher nicht auf das Seligkeitsmotiv im zweiten Akt von Tristan und Isolde kommen konnte. Jetzt ließ er es sich rasch von einem vorübergehenden Briefträger vorpfeifen und kehrte wieder in das Wirthshaus zurück, wo er mit Jubel empfangen wurde. Eine Compagnie Soldaten zog, den Pilgerchor im Tannhäuser trommelnd,

zur Wache. Plötzlich ein Auflauf. Ein junger Mann, der augenscheinlich einen Zaubertrank über den Durst genommen, hat eine Melodie aus der Cavalleria rusticana gesummt. Porges hat es gehört und die Polizei herbeigerufen. Der Verbrecher wird von einigen mit Stöcken versehenen Engländern unter Absingung der Verse:

„Wie dieser Stab in meiner Hand
Nie mehr sich schmückt mit frischem Grün ꝛc."

gelyncht und dann auf das Polizeibureau gebracht, woselbst er ein Verhör zu bestehen hat. Nach Name, Art und woher er der Fahrt gekommen, gefragt, weigert sich der Verhaftete aber derart korrekt mittelst der Lohengrin'schen Antwort, daß er als gehörig legitimirt entlassen und ihm auch seine Eintrittskarte zum „Parsifal", welche ihm die Engländer abgenommen hatten, wiedergegeben wird.

Man sieht, es herrscht hier ein echtes Kunstleben. Man ist außer sich und ganz weg, man allitterirt in ungezwungenster Weise mit einander, man erinnert sich nicht, jemals so begeistert gewesen zu sein, man wird über das entzückte Ohr gehauen, man erquickt sich stundenlang in den längsten Musiknummern, kurz, es ist uns wieder eine wundervolle Zeit bayreuthet.

Eben erhalte ich zu dem Empfangsabend in Wahnfried keine Einladung. Hierüber in meinem nächsten Brief.

II.

W. Ein Abend in Wahnfried gehört wohl zu den schöneren, wenn nicht zu den schönsten Tagen jedes Lebens. Man muß einer der ältesten Leute sein, um sich nicht erinnern zu können, jemals etwas ähnliches im Gedächtniß zu bewahren. Heute, wo ich gestern einen solchen Abend erlebt habe, sehne ich mich nach Enkeln, um dieselben auf meinen Knieen schaukeln und ihnen davon erzählen zu können. Aber da ich auf kinderlose Kniee herabblicke, will ich wenigstens Ihnen zu schildern suchen, was ich erlebt habe.

Als ich die Säle Wahnfrieds betrat, sah ich mich vergeblich nach einem Apfel um, der zur Erde hätte fallen können. Man kennt die leidige Gewohnheit der Menschen, Fruchtschalen auf die Straße zu werfen und dadurch manchen stürzenden Passanten herbeizuführen, der dann mit zerbrochenem Bein die Rundreise durch die Lokalpresse antritt. Schon aus diesem Grunde freut es mich immer, irgendwo zu sein, wo kein Apfel den Boden erreicht. Der Apfel ist überhaupt eine unheilvolle Frucht. Ich erinnere nur an den, über welchen Adam im Paradiese stürzte, wie an den der Eris, welcher bekanntlich nicht weit vom Stamme

der Griechen fiel, die alsbald Troja in einen Trümmerhaufen für Archäologen verwandelte. Doch wohin verirre ich die Leser? Man sieht, daß ich in Bayreuth bin. Kaum habe ich den Apfel in den Mund genommen, so gestaltet sich derselbe mir zu einem Leitmotiv.

Die in Wahnfried versammelte Gesellschaft duftete nach allen Richtungen der Windrose, da sie aus den Vertretern aller Länder der Erde zusammengesetzt war. Ich habe noch niemals auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum so viele Zungen zusammen gesehen. Mir war, als hätte ich den babylonischen Thurm bestiegen und hörte nun die Sprachen aller Völker zu mir emporbringen. Selbst deutsch hörte man ganz deutlich sprechen. Am meisten — verzeihen Sie das harte Wort! — englisch. Wo drei Herren zusammenstanden, waren dies ein Engländer, ein Schotte und ein Ire, wo zwei zusammenstanden, ein Nord- und ein Süd-Yankee. Einmal befand ich mich zwischen einem Vorder- und einem Hinterindier, dann wieder sah ich mich in eine Gruppe von Samojeden, Feuerländern, Japanern, Mecklenburgern und Türken gedrängt. Ich entschuldigte mich und gerieth zwischen einen Oberitaliener und einen Unterstaatssekretär aus Berlin. Daß alle Stände vertreten waren, ist nicht minder selbstverständlich. Hier regierte ein Fürst umher, dort sammelte eine Dichterin Stoff zu einem Roman, neben ihr suchte ein Fabrikant vergeblich nach Worten, um sein Entzücken zu schildern, rechts konnte sich ein höherer Beamter nicht fassen, links betheuerte ein Maler, daß er sprachlos sei. Sehr interessant war eine Gruppe von hochgestellten Männern und Frauen, die

sich lebhaft unterhielten und unter denen sich befanden: der Mikado, die Großherzogin von Gerolstein, der König von Lahore und andere interessante Persönlichkeiten, die eigentlich nicht auf dem Standpunkt Wagners stehen, aber doch nicht umhin können, vor seiner Kunst die Krone zu ziehen.

Es wurde natürlich musicirt. Ich brauche nicht zu sagen, daß keine Taste ungeschlagen blieb, die Lieder in Strömen flossen und kein Geiger die Segel strich. Während dieser köstlichen Abendunterhaltung ereignete sich der folgende Zwischenfall. Ein Gast, ein berühmter Irrenarzt aus Wien, mußte niesen. Da drehte sich ein Hörer, dem die Haut, aus der er fuhr, vor Zorn geröthet war, zu ihm und rief, vor Aufregung kaum allitteriren könnend:

„Herr, sind Sie des Satans? Halten Sie Ihre niesende Nase! Ich höre herrliche Harmonien aus dem höchsten Himmel hallen und will nicht gestört sein!“

O, meinte der Irrenarzt, das kenne ich: kein Verrückter will gestört sein.

Dieser kleine Zwischenfall blieb übrigens ohne weitere Folgen, da die Herrin des Wahnfried auf die beiden Männer zutrat und jedem ein Gläschen von dem Trank reichte, der bekanntlich in den Nibelungen so schnell eine sinnlose Vergessenheit herbeiführt.

Der Abend verlief glänzend. Die Gesellschaft plauderte lebhaft, und die Stunden flohen vor dem geistvollen Gespräch, bis kein einziger Gedanke mehr auszutauschen war. Da ausschließlich über Parsifal, Tannhäuser und Tristan und Isolde

gesprochen wurde, so war es begreiflich, daß man endlich diese Werke mit einander verwechselte und von einem in das andere kam. Da meinte denn Jemand, Tannhäuser sei, als er den Venusberg verließ, der reine Thor gewesen, und er könne es nicht billigen, daß er die Pilgerreise nach Rom gemeinschaftlich mit Isolde zurückgelegt habe. Diesem Redner trat ein Zweiter entgegen und sagte, er irre sich, nicht Tannhäuser, sondern der König Marke sei nach Rom gegangen, um, was man ihm nicht verdenken könne, seine Gattin im Vatikan zu verklagen, bei welcher Gelegenheit ihn der Papst auf den Stab in seiner Hand aufmerksam gemacht habe. Da dachte ich denn, jetzt sei es Zeit, Wahnfried zu verlassen, und empfahl mich.

Es war eine herrliche Nacht. Draußen, am Fuß des Hügels, standen viele Männer und sangen das Lied an den Abendstern. So tief hat sich alles in die Werke des Meisters eingelebt, daß Jemand, der sich einen Wagen zur Fahrt in die Stadt bestellt hatte, fortwährend nach seinem Schwan rief, bis ihn ein Bekannter darauf aufmerksam machte, daß der Schwan ja von Parsifal erlegt worden sei.

Ich war froh, als ich endlich mein Bett erreicht hatte. Aber auch nur einen einzigen Arm Morpheus' zu schließen, war unmöglich. Von der Straße herauf ertönte der Lärm des Sängerkriegs auf der Wartburg und dazwischen das Horn des Nachtwächters, welcher mit seinem köstlichen Lied aus den Meistersingern Ruhe zu stiften suchte.

III.

W. Nachdem die drei Bühnenweihfestspielopernwerke an mir vorübergeräuscht waren, schloß ich einen Musikstillstand ab, um meine Ohren auf ihrem Trommelfell ausruhen zu lassen. Wie ich einst entzückt die Eisenschwanfahrt Lohengrins mitgemacht hatte und begeistert aus der Prügelei in den Meistersingern mit blauem Ohr davongekommen war, so hatte ich mich jetzt an den Hörnern erquickt, mit welchen der König Marke von Tristan und Isolde musikalisch gekrönt wird, um mich dann an der Tafelrunde im Parsifal satt zu sehen und endlich mit Tannhäuser beseligt im Venusberge so lang weilen zu können, bis er, des Zwangs überdrüssig, welchen die Techtelmacht — denn von einem bloßen Techtelmechtel kann wohl nicht gesprochen werden — auf ihn ausübt, mit seinem Tenor fürbaß nach Rom schreitet. Nun aber legte ich meine Ohren in den Schooß und gönnte ihnen die wohlverdiente Ruhe.

Denn jetzt erst verstand ich Goethes bekannten Spruch, den ich in die Worte:

„Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von Operntagen“

verwandeln mußte. Wenn das Rebhuhn aufhört, ein Rara avis zu sein, so wird der Feinschmecker toujours perdrißlich, der ebenso wie der genannte Vogel seine Schonzeit haben muß, wenn er sich an einem köstlichen Braten erfreuen soll. Selbst der höchste musikalische Genuß kann uns zum Ohr heraushängen, wenn er wie ein angenehmer Logirbesuch nicht abreißt. Der eingefleischte Wagnertarianer wird diese Behauptung als eine unerlaubte bezeichnen, aber das ist mir — verzeihen Sie das harte Wort! — einerlei, ich mache mit diesem Bekenntniß meinem Herzen und nicht meiner Mördergrube Luft. Wenn Seume sehr richtig sagt:

„Wo man singet, laß Dich ruhig nieder",

so setze ich ohne Säumen hinzu: Nachher aber muß man sich eine Zeit lang niederlassen, wo man nicht singet, sonst fallen einem vor Ermüdung die Ohren zu. Selbst als ich mir im regenverflossenen Monat Juli von der Gesellschaft Angelo Neumann's im Lessingtheater achtzehnmal hintereinander hatte die Cavalleria rusticana vorreiten lassen, freute ich mich doch, daß dieselbe eines Tages absaß, obschon ich von den reizvollen Melodien dieser Oper summend und pfeifend überschäumte und diese dem Componisten Mascagni (sprich: Mascagni) zur sicilianischsten Bauernehre gereicht.

Es haben denn auch viele Besucher Bayreuths, besonders diejenigen, welche keine Aufführung anbrennen ließen, des Guten zu viel gehört, so daß sie manchmal den Eindruck machten, als ob in ihrem Oberstübchen eine losgegangene Schraube rappelte. Noch diesen Morgen sagte ein Engländer zu mir, es sei wärri

komik, jesterdeh im Tannhäuser hätte Wolfram off Etschenbetsch das Lied vom Jweningstahr nicht gesuugen, ebenso wäre die Elissebeß ganz fortgeblieben. Ich antwortete ihm, daß gestern Tristan und Isolde gegeben worden sei und darin kommen weder der Abendstern, noch die Elisabeth vor. Das vernohte er, Tannhäuser sei verstümmelt gegeben worden und er wollte deshalb an seinen Gesandten nach München telegraphiren. Tristan und Isolde kenne er wärriwell, darin kommen bekanntlich der Singerswoar, der Sängerkrieg, vor, und wenn ich noch eine Silbe sagte, so müßte ich mich mit ihm boxen. Sobald ich zu Worte kam, sagte ich natürlich keine Silbe und entfernte mich. Ich bin wahrlich kein Mann, der wie ein Hase sein Heil in dessen Panier sucht, wenn ihn Gefahr bedroht, aber das mit einem musikalischen Fanatiker zu pflückende Hühnchen ist bekanntlich der schlimmste Leu, den man wecken kann.

Diese und ähnliche Vorfälle haben natürlich die Regierung des Nationaltheaters veranlaßt, für die Zukunft Maßregeln zu ergreifen, welche geeignet erscheinen, Bayreuth vor der Wiederholung solcher Unruhen zu bewahren. Man erwartet ein Gesetz gegen die Musikaldemokraten und andere Wahnfriedensstörer. Durch dasselbe soll künftig die Einwanderung von Partituristen strenge überwacht und Jeder, der nicht eine bestimmte Summe von tiefem Verständniß der Wagner'schen Kunst aufzuweisen hat, von dem Gebiet der Aufführungen ferngehalten werden. Der Besitz eines Theaterbillets wird künftig noch nicht das Recht geben, sich während der Dauer eines Abends innerhalb der Grenzen einer Oper aufzuhalten. Wie man heute von allen

Dächern zwitschert, seien Wolzogen und Porges zu Musikschutzmännern ernannt und mit der Aufgabe betraut, auf der letzten Eisenbahnstation vor Bayreuth die Reisenden, welche ein Eintrittsbillet besitzen, in's Verhör zu nehmen und, wenn sie irgend einer musikalisch-freisinnigen Partei angehören, zurückzuweisen. Nur so wird es möglich sein, den Bayreuther Staat vor ernsten Erschütterungen zu bewahren.

Der Andrang zu den Vorstellungen ist noch immer kolossal. Wohin man sieht, kein Plätzchen. Jedes Dampfroß schnaubt neue Zuhörer von allen Seiten des Globus heran. Wer keine Eintrittskarte hat, kann froh sein, wenn er wenigstens eine lange Nase hat, mit der er abziehen kann und nun das Nachhören hat. So füllt sich die Kasse des Theaters. Man sage nur nicht, daß das Geknatter der Ueberschüsse einen häßlichen Lärm inmitten der Ideale verursache, welche hier bekanntlich angestrebt werden. Kein Theater kann ohne den baaren Mammon bestehen, jeder Bühnenleiter muß vor Allem den Nervus voll Rerum gerendarum haben. Cosima fan tutte.

IV.

W. Musik war seit grauen Zeiten, die mittlerweile ganz weiß geworden sind, die Beherrscherin der Herzen, welche dieselben immer der Liebe geöffnet haben, wenn diese anklopfte. Das Lied der Nachtigall hat mehr Herzen zusammengeflötet, als alle Pfeile Amors zusammengeschossen haben, ja, daß der Name Amor zur Hälfte aus Ohr besteht, deutet schon darauf hin, daß das Gehör in der Liebe eine große Rolle spielt, so daß man eigentlich sagen könnte: Der Liebende singt zu den Füßen seiner Angebeteten, und sie sang in seine Arme. Bedürfte es noch fernerer Beweise, so erinnere ich an die Sirenen. Halb Vogel, halb Mädchen, so lockten sie auf ihrer Insel die Vorübersegelnden durch ihren Gesang an, und wenn diese zu ihnen an's Land gingen, um dort für ihren Wahn Frieden zu finden, so wurden sie von den Sängerinnen lebenslänglich getödtet. Nur Odysseus rettete die Schiffsleute, indem er deren Ohren bis an den Rand mit Wachswatte verstopfte und sich selbst an den Mastbaum binden ließ, um in dessen Schatten sicher vor dem Untergang vorüberzufahren. Und belebte nicht Orpheus die Berge und die Bäume, wenn er die Lyra so lange schlug, bis sie das Zeitliche

mit holden Tönen segnete, und war er nicht nahe daran, seine verstorbene Gemahlin wieder bis auf die Oberwelt zu musiciren, wenn er sich nicht im letzten Augenblicke nach ihr umgesehen hätte?

Ich will nur sagen, daß auch in Bayreuth die Musik ihre Macht geltend macht und daß in Folge dessen Amor die erste Geige spielt. Die Mädchen müssen von ihren Eltern wie ein Schatz vor einem solchen gehütet werden, und mehr als ein Gatte mußte zu seinem Entsetzen bemerken, daß seine Eurydike, wenn er sich nach ihr umsah, ganz weg war. Ich könnte, wenn ich zwanzig Hände hätte, die Könige Marke an den Fingern herzählen, welche hier umherlaufen, um irgend einen Tristan zur Rede zu stellen, der ihrer Isolde das Herz verdreht hat.

Es passiren die merkwürdigsten Romane. Viele hüllen sich natürlich in die tiefste Subrosa, einige aber sind durch irgend eine Indiskretion an die große Glocke der Fama gehängt worden und haben sich wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund verbreitet wie z. B. der folgende:

Eine begeisterte Verehrerin des Tannhäuser, eine sehr schöne vereinigte Staatlerin, die eigens zu dem Zweck, in Bayreuth zu schwelgen, ohne ihren Gatten in See gestochen hatte, wurde von einem Holländer angebetet, der die Oper Tristan und Isolde über alle stellte. Sie hatten im Theater nebeneinander gesessen und sich mehrere Vorstellungen lang angeschmachtet. Das Dunkel im Hause begünstigte das Schließen ihres Liebesbundes und entzog es den Augen der Menge, welche bekanntlich auf dem Gebiet der ehelichen Treue keinen Spaß versteht, aber noch weniger Ernst. Nichtsdestoweniger wurde das Verhältniß der beiden Verliebten

— verzeihen Sie das harte Wort! — immer inniger, und eines Abends machte der Holländer der Amerikanerin den Vorschlag, er wolle sie nach Amerika begleiten und wie Tristan die Isolde sie ihrem Gatten zuführen. Das wollte sie nicht, denn sie verehrte den Tannhäuser über Alles und verlangte, er, der Holländer, solle nach Rom reisen und wenn er wiederkäme, so wollte sie ihn in Eisenach erwarten und seine Elisabeth sein. Er war außer sich. Von Bayreuth über Rom nach Eisenach, man muß wissen, was das für einen Liebenden heißt, speziell für unseren Holländer, der eine alte Käse-Fabrik besitzt und ein durchaus praktischer Mann ist. Auf diesen Umweg wollte er sich nicht einlassen, aber alle seine Bitten und Vorstellungen hatten keinen Erfolg, sie blieb bei allen seinen Versuchen, sie umzustimmen, kalt wie eine Kompresse, und ließ sich nicht bewegen wie ein nicht erfundenes Perpetuum mobile. In seiner begreiflichen Wuth nahm er einen anderen Platz im Theater und klagte bald darauf einem Amerikaner, den er eines Abends bei Angermann traf, sein Leid. Wer aber beschreibt seine Ueberraschung, als der Fremde ihm nicht nur wie ein Blitz aus heiteren Wolken eine Ohrschelle versetzte, sondern auch hinzufügte, daß er der gestern angekommene Gatte sei, der seine Frau freudig überraschen wollte. „Sie Markensammler!“ rief er dabei so laut, daß die erschrockenen Wirthshausgäste in ein verstohlenes Gelächter ausbrachen, worauf dem Holländer nichts übrig blieb, als sein Portemonnaie zu ziehen, den Kellner heran zu rufen und Fersengeld zu geben. Er wird wohl niemals wieder den Tristan spielen wollen.

Kein gerade gutes Blut macht es, daß Frau Cosima Wagner den Richard Wagner-Vereinen erklärt hat, die Festspiele würden nur durch das Publikum erhalten. Die Vereine sagen aber, daß sie es seien, die den größten Theil des Geldes pelotonweise zusammenschössen, und die Hoftheater erklären, daß das Wagnertheater gar nicht existiren könnte, wenn sie nicht ihren Sängerinnen und Sängern erlaubten, sich in den Bühnenferien derart mit Ruhm zu bedecken, daß sie, wenn die Saison an den Theatern wieder beginne, abgespannt seien wie Droschkenpferde im Stall. Das Wagnertheater sei zwar berühmt, aber die Riemen schneide man aus anderer Leute Leder, und diese Leute wolle man nun nicht kennen. Frau Wagner wird ganz gewiß Theater peccavi sagen müssen, um ihr Unternehmen in Blüthe zu erhalten, und wohl auch gezwungen sein, den Wagner-Vereinen nicht klein, sondern möglichst groß beizugeben. Sonst ist Gefahr vorhanden, daß das Bayreuther Theater im nächsten Jahr zwar gehen wird, aber in die Brüche, und daß dann der dortige Vorhang nicht wieder so aufgezogen werden wird, wie in diesem Jahr die Wagnervereine.

Die Einnahme von Valparaiso.

Herrn Wippchen in Bernau.

Mit so großem Vergnügen wir auch Ihre Berichte aus Bayreuth gelesen und veröffentlicht haben, so waren sie uns doch wieder ein Beweis für die Thatsache, daß Ihre eigentliche Domäne die Kriegsberichterstattung bildet. Ihren Kunst- und ähnlichen Berichten merkt man wohl an, daß Sie sich Ihres Gegenstandes mit Eifer und Fachkenntniß bemächtigt haben, aber auf dem Schlachtfeld sind Sie doch zu Hause. Hier bewegen Sie sich eben als erfahrener Fachmann.

Wir beeilen uns daher, Ihren Blick nach Chile zu lenken, woselbst eben eine große Schlacht geschlagen worden ist, über welche wir einen ausführlichen Bericht veröffentlichen möchten. Die Schlacht hat in der Nähe der Hafenstadt Valparaiso stattgefunden und war eine entscheidende und sehr blutige. Hoffentlich erhalten wir Ihr Manuskript umgehend.

Ergebenst

Die Redaktion.

*　　*
*

Bernau, den 8. September 1891.

Mir und wohl auch jedem meiner Kollegen ist ein während der Sommerferien stattfindender Krieg höchst unwillkommen. Ich weiß, daß der Mars nicht auf der Welt ist, um es Jedem recht zu machen, und daß ein Kriegsgott, der lauter Freunde hat, erst geboren werden soll. Das ist ja eben das Wesen des Krieges, daß er keine Thür achtet, sondern mit ihr in's Haus fällt. Der Krieg ist nun einmal ein alter Friedensstörer, und er wird nicht eher aufhören, bis es überhaupt keinen Frieden mehr giebt, den er stören kann. Wenn er aber mitten in der Sommerfrische ausbricht, gerade in dem Moment, wo sich der

Journalist eine kurze Bärenhaut gönnt, dann möchte man doch aus der eigenen fahren. Bin ich je zornig, so bin ich jähzornig, wenn in den Ferien plötzlich der Krieg, ohne anzuklopfen, herausruft und die Bäume, zwischen denen ich eben schwärmte, in den Schatten stellt. Das kann ich nicht leiden, und so stieß mir denn die chilenische Kriegsfurie höchst ungelegen in ihre leidige Drommete.

Aber ich weiß, daß dem Publikum kein Krieg zu überseeisch ist, es will um jeden Preis unterrichtet sein, und so sende ich Ihnen den gewünschten Sieg bei Valparaiso. Daß dieser Balmaceda nicht nur auf's Haupt, sondern auch auf andere und edlere Theile geschlagen worden ist, macht mir — verzeihen Sie das harte Wort! — Vergnügen. Denn er log. Sie wissen, daß er eine ganze Reihe von glänzenden Siegen aus der Luft erfocht und in die Welt telegraphirte, — ich möchte solche Depeschen Entepeschen nennen. Obschon ich sonst jede Lüge sofort an den kurzen Beinen erkenne, die ihnen Jeder macht, so war es mir doch in diesem Falle unmöglich, den Nachrichten die geflunkerten Finger, aus denen sie gesogen waren, vom Gesicht zu reißen. Wie durch ein Wunder ließ ich sie unbenutzt, aber es hätte sich auch ereignen können, daß ich den Wind aus dem Balmaceda'schen Beutel weitergetragen und somit als sein Helfershelfer gegolten hätte, was mich natürlich in der bösen Leute Leumäuler gebracht haben würde.

Denn wohin gerathen wir, wenn ein Heerführer seinen Feind einfach in die Flucht drahtet und ihm eine Niederlüge nach der andern beibringt, wie es Balmaceda der Kongreßarmee ge-

than hat? Das geht nicht! Ohne Wahrheit keine Geschichte. Kämen nur falsche Gerüchte auf die Tafeln der Klio, dann möchte ich zu keiner derselben gezogen werden.

Hierher gehört auch die Mittheilung, welche ich gestern meinem Wirth und meinem Schneider machte. Ich sagte ihnen, daß Sie mir morgen einen Vorschuß von 50 M. senden würden, und will zu Ihrer Ehre annehmen, daß ich keine Unwahrheit gesagt habe. Oder sollte ich von 60 M. gesprochen haben? Ich überlasse Ihnen die Entscheidung.

* *
*

Valparaiso, den 29. August 1891.

W. Der gestrige Tag, der schon früh begonnen hatte, verlief als ein glorreicher für die Kongreßarmee. Balmaceda ist von General Canto völlig in die Flucht besiegt worden, vorgestern noch Herr dieser Stadt, heute so arm, daß ihm das Hungertuch fehlt, um daran zu nagen.

Aurora war kaum angebrochen, als Balmaceda schon eine Stunde lang in alle Welt telegraphirt hatte, daß er Sieger sei. Die Telegraphenbeamten schüttelten zwar den Kopf, denn sie wußten, daß dem Draht ein erlogener Strom anvertraut wurde, aber sie fürchteten das Gras, in das sie hätten beißen müssen, wenn sie sich weigerten, ihre Pflicht zu thun. Kaum aber waren die Siegesdepeschen abgegangen, als sich Balmaceda auf die Kongreßtruppen stürzte, welche sich in starken Verschanzungen befanden und seine Sturmkolonnen mit einem

Feuer empfingen, das den Eifer der Stürmenden zu Wasser machte. Diesen Moment benutzte Balmaceda, neue Siegesdepeschen abzusenden, während seine Truppen allmälig zurück zu avanciren begannen und alles siegreich überwanden, was sich ihrer Flucht entgegenstellte.

Jetzt verließen die Kongreßtruppen ihre Schanzen und griffen die Regimenter Balmaceda's an. Diese wichen, während Balmaceda nach Valparaiso telegraphiren ließ, es solle Victoria geschossen werden. Dann floh er seinen Truppen mit schlechtem Beispiel voran, verfolgt von den Kongreßtruppen, zu denen die Verfolgten jetzt in mehr oder weniger hellen Haufen derart übergingen, daß bald kein Feind mehr zu verfolgen war. Balmaceda aber schickte eine letzte Siegesdepesche ab und verschwand dann spurlos: seine Armee war theils durch-, theils unter-, theils übergegangen.

Nun zogen die Kongreßtruppen in Valparaiso ein, empfangen von weißgekleideten Chilerinnen und den Rufen: „Es lebe Chile! Hoch Canto!" Noch eröffnete vom Meer aus der „Almirante Lynch" etwas Feuer auf die Kongreßtruppen, aber schon nach einer Viertelstunde nahm der Kommandeur des Schiffes seine Flagge, strich sie zärtlich zusammen und erklärte sich gefangen.

So endete der schöne Tag mit der Rettung der Republik und dem Sturze ihres Präsidenten. Irre ich mich, so lasse ich einen weiteren Bericht folgen.

Der Friedenskongreß in Rom.

I.

Herrn Wippchen in Bernau.

Mit großem Bedauern bemerken wir das Anwachsen der Pause in Ihrer werthen Berichterstattung. Nicht nur uns macht dies unzufrieden, sondern zahlreiche Zuschriften aus dem Kreise unserer Abonnenten deuten in ziemlich verdrossenem Ton auf das Fehlen Ihrer Berichte hin. Es ist uns dies sehr angenehm, wir glauben aber nicht nur in unserem, sondern auch in Ihrem Interesse zu handeln, wenn wir Sie nun dringend auffordern, uns so rasch wie möglich wieder einen Bericht über irgend ein inter=

essantes Ereigniß zu senden. Mit Hülfe Ihrer vortrefflichen Findigkeit werden Sie schon einen ergiebigen Stoff aufzutreiben wissen, für alle Fälle machen wir Sie auf den Friedenskongreß in Rom aufmerksam.

In Erwartung einer baldigen Zusendung

ergebenst

Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 10. November 1891.

Obschon Ste recht gut wissen, daß ich viel mehr ein Fleiß- als ein Faulenzer bin, schreiben Sie mir doch, als hätte ich eine Freude daran, mir den ganzen Tag die Sonne, den Mond und die Sterne in den Hals scheinen zu lassen und mich immerfort nach einem Schooß umzusehen, in den ich meine Hände legen könnte. Ihr Irren ist wahrhaftig mehr als menschlich. Ich bin ein Freund der Arbeit und gehe ungern auch nur zehn Schritte müssig. Sie wissen auch selbst am besten, daß ich mir niemals eine Schlacht aus dem Kopf geschlagen oder eine belagerte Festung links liegen gelassen habe, und daß es auch noch keiner Armee gelungen ist, mir aus der Nase zu gehen. Wie ich Ihnen aber einen Kriegsbericht schicken soll, wenn aus keiner Scheide

Europas das Schwert fährt, das kann ich nicht begreifen. Sie scheinen wirklich zu glauben, daß ich dann und wann einen Krieg unterschlage oder mein Auge absichtlich vor irgend einer Schlacht verschließe. Das müßte doch ein sehr merkwürdiger Traum sein, in dem mir das einfiele. Die Wahrheit ist, daß ich unablässig auf allen Lauern liege, um irgend einen feindlichen Zusammenstoß zu entdecken, bereit, den ersten Schuß, welcher fällt, zu einem Elephanten aufzubauschen. Wenn der Schuß aber nicht fällt, so mangelt es mir an der nöthigen Mücke. Ich bin eben — verzeihen Sie das harte Wort! — kein Zauberer.

Also mit einem Kriege kann ich mit dem besten Willen weder dienen noch herrschen, und hoffentlich spielen auch Sie nicht den Diener, indem Sie mir das nachtragen. Dem Tell fehlt der Arm, wenn ihm die Waffe fehlt, — ich im Gegentheil verarme, wenn ich keine Schlacht habe. Glauben Sie mir, eine Schlacht ist ein saures Brod. Keinem Schriftsteller wird es so sauer wie unsereinem. Der Romanschreiber greift ein Liebespaar aus der Luft, das mehrere Bände erzeugt, und ist fertig, der Gedichter schlägt die Harfe so lange, bis sie so viel Saiten, wie zu einem Bändchen nöthig sind, hergegeben hat, der dramatische Autor wird ein reicher Mann durch das Einsetzen von künstlichen Scenen. Nur wir Kriegsberichterstatter müssen ruhig warten, bis zwei Völkern die Haare derart über den Kopf gewachsen sind, daß sie sich in denselben liegen können. Ist das nicht traurig?

Was nun den Friedenskongreß in Rom betrifft, so glaube ich zwar nicht an einen Keim, in welchem ein Krieg erstickt werden kann. Trotzdem schreibe ich Ihnen den einliegenden Be-

richt. Obschon mit dem gänzlichen Aufhören der Kriege der Bettelstab über mich gebrochen wäre, so wünsche ich doch, daß der ewige Friede so gewiß kommen möge, wie der Vorschuß von 50 Mark, um den ich Sie hiermit bitte.

* * *

Rom, den 5. November 1891.

W. Am Dienstag, den 3. dieses Monats, wurde auf dem Capitol der Kongreß der Antikriegler, die Konferenz der Friederiche, das Parlament der Paxvobiskummerer eröffnet.

Das Capitol! Was Alles fällt uns bei diesem klassischen Namen ein! Mir ist, als hörte ich im Geiste die Gänse um Hülfe schreien, da sie die herrliche Burg in Gefahr sehen. Das mag eine Sage sein, aber ich kann diese patriotischen Gänse nicht für Enten halten. Was würden sie heute sagen, wenn sie statt der feindlichen Truppe die Männer nahen sähen, welche den Krieg zusammentreten wollen!

Es war ein erhebender Moment, als der italienische Kammerpräsident Bianchi die Glocke ergriff und Friede deren erst Geläute war, und als er nun in einer feierlichen Ansprache sich gegen die Streitaxt wendete, derselben den Tod wünschte und dann die anwesenden Delegirten verpflichtete, sie zu begraben. Die 200 Abgeordneten setzten sich nicht eher, als bis sie sich erhoben und tausendstimmig geschworen hatten, kein Volk solle fürder irgend ein anderes vom Erdboden vertilgen, oder gar rasiren. Da ging es durch den Saal als flöge ein Engel hin-

durch, unter dessen Palmen die Anwesenden ungestraft wandelten. Tief ergriffen schüttelten sie sich die Hände, und Einer schwur dem Andern, ihn nicht mit Krieg überziehen und sorgfältig jeden Zaun vermeiden zu wollen, von welchem irgend ein Casus belli gebrochen werden könnte. Und während dieser erhebenden Scene störte kein Mißklang das herrliche Beisammensein.

Aus Deutschland sind bis jetzt sechzehn Parlamentarier erschienen und mit ihnen drei Schriftstellerinnen, welche gleichfalls geschworen haben, dem Kriegshandwerk um jeden Preis den goldenen Boden abzugraben.

Die Franzosen denken wohl dann und wann noch an das Elsaß, aber wenn sie es zurückfordern, so genügt der Hinweis auf den Zweck der Thür des Kongreßsaals, und sofort tritt wieder das ungetrübte Einvernehmen in seine Rechte.

Die Engländer erklärten einstimmig, den Frieden fördern zu wollen, so lange er ihnen keinen pecuniären Stein in den Weg lege.

Der Verkehr der Abgeordneten unter einander ist ein herzlicher. Das ist ja eben der Hauptzweck dieser Konferenz, daß die Vertreter der verschiedenen Nationen sich persönlich kennen lernen. Und da der Däne nicht den Serben, der Holländer nicht den Schweizer, der Grieche nicht den Spanier und der Engländer nicht den Oesterreicher versteht, so ist an eine Zwistigkeit unter keinen Umständen zu denken.

Nächstens mehr.

II.

Herrn Wippchen in Bernau.

Ihren zweiten Bericht haben wir leider nicht verwenden können, weil Sie in demselben denn doch etwas zu weit gegangen sind. Sie erzählen, daß schon während der zweiten Sitzung des Kongresses von mehreren Regierungen die Mittheilung kam, daß sie die Abrüstung beschlossen hätten, um in dieser Weise zu zeigen, daß sie den Frieden wollten. Das widerspricht aber doch absolut der Wahrheit. Wir würden wirklich nichts gegen Ihre Behauptung einzuwenden gehabt haben, wenn auch nur von einer einzigen Regierung eine Aeußerung erfolgt wäre, welche im Sinne des Friedenskon=

gresses hätte gedeutet werden können, aber es ist nichts erfolgt, und so würden wir uns nur lächerlich gemacht haben.

Wir bitten Sie daher um einen zweiten Bericht

ergebenst

Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 14. November 1891.

Wer Ihren werthen Brief liest, muß glauben, daß Sie mich für einen Menschen halten, der noch nicht grün hinter den Ohren sei, oder kahle Zähne hätte. Wie kommen Sie dazu? Sie sehen, daß ich wegen des meinem zweiten Bericht angethanen Papierkorbs eine Lanze mit Ihnen zu pflücken habe. Natürlich habe ich die Regierungen, wohl wissend, was ich that, abrüsten lassen. Denn Europa wollte es hören, weil es endlich einmal in etwas anderes starren will als in Waffen. Wie furchtbar liegt der Friede, der liebliche Knabe, am ruhigen Bach gelagert! Kriegsbereit von der Sohle bis zum Zeh, immer neue Summen in's Wasser werfend, jeden Augenblick bereit, den Feind da zu fassen, wo er am empfindlichsten ist: in's Auge. Die Kriegsbudgets laufen in's Geld, bis keins mehr da ist, und die Welt gleicht einer Pulvertonne, über welcher der Funken des Damokles an

einem Härchen hängt, oder besser einer Pulvermühle, die ihre Flügel nur zu haben scheint, um in die Luft zu fliegen. Da habe ich denn ein beruhigendes Wort gesprochen: Abrüstung. Kaum haben Sie es gelesen, so streichen Sie den ganzen Bericht wie ein Ostwind über die Haide. Wahrlich, einer solchen brutalen Thatsache gegenüber würde selbst ein Bandwurm — verzeihen Sie das harte Wort! — den Kopf verlieren.

Jeder andere würde angesichts Ihres Berichts gesagt haben: Ich nicht faul und thue nichts. Damit wäre Ihnen ja nicht gedient. Darum sende ich Ihnen einliegend einen zweiten Bericht, trotzdem ich durch die schlimmen Nachrichten aus Berlin auf das Tiefste erschüttert bin.

Mit Schaudern denke ich an die Summe, welche ich eingebüßt hätte, wenn ich sie besessen und in sträflichem Leichtsinn in einer der falliten Banken deponirt haben würde. Da stände ich denn in diesem Augenblick am Rande des vis-à-vis de rien, und steinarm wüßte ich nicht, meinen besten Koch zu stillen. Sie hätten helfen müssen, während Sie jetzt in der angenehmen Lage sind, daß ich mittellos war. Um Ihnen zu zeigen, in welcher Gefahr Sie schwebten, bitte ich Sie, mir als Vorschuß nur den hundertsten Theil der Summe zu senden, die ich hätte verlieren können, oder noch weniger, also 40 Mark. Sie machen ein brillantes Geschäft.

*   *
*

Rom, den 8. November 1891.

W. Gestern ist der Friedenskongreß von dem Präsidenten Biancheri unter weithinschallenden Händedrücken der Mitglieder geschlossen worden, welche heute Rom in der Ueberzeugung verlassen, Europa einen großen Dienst geleistet zu haben. Platzten auch oft die Zungen mächtig aufeinander und war mancher Heißsporn auch nicht zu bewegen, sich zu der Meinung der Kühlsporne zu bekehren, so herrscht doch im Allgemeinen die Ueberzeugung vor, daß es ein Glück für die Welt wäre, wenn endlich einmal dauernd in die Friedensdrommete gestoßen und der Janustempel für immer verrammelt würde. Die Vertreter aller Staaten sind sich darin einig, daß das Wohl der Völker nur gedeihen könne, wenn sie sich nicht befehden, sondern den Frieden statt des Krieges aufrecht erhielten. Alles in allem: Von den in Rom anwesenden Delegirten hat Keiner den Papst gesehen, sondern alle haben fortwährend den Frieden befestigt und den Krieg losgelöst und von keinem einzigen ist eine ernste Störung des europäischen Gleichgewichts zu berichten. Ich darf sagen: Die Friedenserklärung ist einstimmig erfolgt. Ueber und unter allen Gipfeln ist Ruh.

Es ist hervorzuheben, daß die Franzosen weder etwas Rhein-, noch Herausforderndes laut werden ließen. Paris, das geben sie zu, ist von den Deutschen nicht entzückt, aber eingenommen, und wenn man befürchtete, daß die Delegirten von Rickert und Barth das Elsaß zurückfordern würden, so hat man sich süß getäuscht. Ebensowenig denken die Italiener an eine Vergrößerung. Selbst Imbriani erklärte, Italien sei ganz befriedigt,

mit der Cavalleria die Welt erobert zu haben, mit der Infanteria und Artilleria wollten sie nichts unternehmen. Sehr friedlich waren auch die Serben und Rumänen gestimmt. Man fürchtete, daß sie nur unter der Bedingung, sich durch ein Stück der Schweiz oder Schwedens abrunden zu können, für den Frieden stimmen würden, aber es fiel ihnen gar nicht ein, eine solche Forderung zu stellen, vielmehr umspielte ein lautes Gelächter ihren Mund, als sie hörten, wovor man gezittert hatte. So verlief denn der Kongreß im Sande der schönsten Harmonie.

Ich kann von den sieben Hügeln nicht hinabsteigen und Rom nicht verlassen, ohne der Tiberstadt für ihre herzliche Aufnahme zu danken, die die späten Enkel der geraubten Sabinerinnen dem Kongreß bereitet haben. Die Locuta Roms klang selten liebenswürdiger als in den Tagen des Kongresses. Was uns die ewige Stadt an den Augen absehen konnte, das war alles gut und schön, und wir können keine Wölfin sehen, ohne uns aufrichtig darüber zu freuen, daß sie die Gründer der schönen Stadt wie eigene Kinder gesäugt hat.

Das Schlachtfeld der Zukunft.

Bernau, den 15. März 1892.

W. Jeder Krieg ist entweder der letzte oder der nächste, und man bezeichnet ihn als unvermeidlich. Wer dies nicht einsieht, ist eitel genug, sein Auge für einen so werthvollen Schatz zu halten, daß er es verschließt. Das aber ist ein politischer Fehler. Ich gebe ja zu, daß der Frieden befestigt ist, aber ist es der Krieg nicht auch? Zwar singt der Dichter:

„Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe,
Liegt er gelagert am ruhigen Bach“,

aber aus einem Knaben wird ein Mann, und es fragt sich doch, ob er immer am ruhigen Bach gelagert liegen bleibt, ob er nicht eines Tages sich und sein Haupt erheben, in Harnisch gerathen und die ahnungslose Welt in die Kriegstrompete stoßen wird. Mag der Frieden auch noch so tief sein, so tief ist er doch niemals, daß der Mensch nicht zu ihm hinunter steigen und ihn stören könnte. Wir haben es in der Geschichte oft genug

erlebt, daß aus dem Härchen, an dem der Frieden hing, plötzlich die Haare wurden, in denen sich die Menschen lagen, und daß es nur eines Zaunes bedurfte, von dem dann ein kurz- oder langwieriger Krieg gebrochen wurde. Gerade dann, wenn die Regierungen uns wie die Kinder in Sicherheit wiegten, springt plötzlich Minerva aus dem offenen Kopf, den man Zeus doch nicht absprechen wird.

Es ist doch nun unzweifelhaft, daß der nächste Krieg mit Waffen geführt werden wird, bei deren Tragweite die Erfinder entschieden zu weit gegangen sind. Im Interesse der Menschlichkeit hätte es gelegen, die Geschosse einen kürzeren Weg einschlagen zu lassen. Mit Recht haben der berühmte Professor Billroth und der frühere Landesvertheidigungsminister Julius Freiherr von Horst auf diesen Umstand hingewiesen, hingeschrieben und hingesprochen. Der menschliche Geist hat sich in den letzten Jahren meistens damit beschäftigt, den menschlichen Körper zu zerstören. Die Geschwindsucht der Geschosse ist eine Epidemie geworden, welche mehr Menschen hinraffen wird, als irgend eine andere. Die Rasanz der Flugbahn ist bedeutender vermehrt worden, als die Menschen vermehrt zu werden pflegen. Den Hin- und Widerstand, welchen die alten Geschosse wohl sonst gefunden, kennt die Perkussionskraft der neuen nicht einmal dem Namen nach. Hierzu kommt das Rauchverbot des Pulvers, wodurch eine Reinheit der Luft hergestellt wird, welche auf das Gedeihen der sich gegenüberstehenden Armeen höchst nachtheilig wirkt, einen so vortheilhaften Einfluß sie sonst auf die Menschen ausüben mag. Zwar giebt nun nicht jede Einzel-

heit der modernen Kriegsführung — verzeihen Sie das harte Wort! — den Ausschlag, aber die Vereinigung aller wird doch die Kriegsfurie in eine Pandora verwandeln, welche, wenn sie ihre Büchse von der Wand nimmt, mehr Leiden über die Kämpfenden ausstreuen wird, als bisher ertragen werden mußte.

Vor Allem muß die Frage: Wohin verlegen wir die Verbandplätze? die Völker, welche sich den Hals brechen, veranlassen, sich auch den Kopf zu zerbrechen, und ferner müssen sie sich fragen: Wie beschirmen wir in dem Kugelregen die Verwundeten bis zu den Verbandplätzen?

Diese brennenden Fragen werden schwer zu löschen sein. Diese harte, plötzlich zwischen den Gräuelzähnen des Kriegs auftauchende Nuß zu knacken, wird kaum gelingen. Der Weg, der aus diesem Labyrinth führte, müßte, anstatt mit Ariadnefäden, mit Steinen der Weisen gepflastert sein, denn wir stehen hier vor einer mit sieben Siegeln verschleierten Sphinx, die ihr am schwersten zu lösendes Räthsel leider nicht aufgiebt. So wird es denn die Pflicht der Humanität sein, ein Mittel zu finden, welches ermöglicht, die Verwundeten etwas weiter zu tragen, als dies die Geschosse thun.

Wird das Mittel gefunden werden? Ich fürchte, daß diese Frage beneint werden muß.

Angenommen aber, — und ich nehme da etwas an, was mir gar nicht angeboten worden ist, — angenommen aber, es ließe sich in dem Lande, in welchem geschossen wird, ein Platz finden, welcher von den Geschossen nicht erreicht werden kann, wie sollen die Verwundeten an diesen Platz gebracht werden?

Durch Träger, antwortet mir der Leser wie Ein Mann. Aber es giebt keine feuerfesten Träger, werfe ich ein. Wie die Soldaten, so werden auch die Träger getroffen. Das Schlachtfeld der Zukunft wird ein photographisches Atelier sein: Jeder, der es betritt, wird getroffen, und nur das bekannte Gesicht fehlt, welches man im Atelier in freundliche Falten legen muß. Und daß dann keine Träger mehr zu finden sein werden, welche die getroffenen Berufsgenossen auf den Verbandplatz tragen könnten, das ist doch so natürlich, daß man keine Hand finden wird, auf welcher es nicht läge.

Aus dieser Betrachtung geht wie der Gott aus der Maschine hervor, daß die Blessirtenträger- und Sanitäts-Patrouillen erst nachts zu einer Sammlung der Verwundeten gelangen werden und auch nur bei elektrischer Beleuchtung.

Das aber ist das Punktum, um welches sich der ganze Saliens dreht, da liegt der Hund, auf den schließlich der ganze Krieg kommen muß, begraben. Ja, da liegt er, wenn Europa nicht seine sämmtlichen Felder mit elektrischer Beleuchtung versieht. Das wird aber milliardenweise in's Geld laufen. Das wird so kostspielig sein, daß von spielig überhaupt nicht wird gesprochen werden können, abgesehen davon, daß das letzte Stündlein dem Ackerbau Wunden schlüge, von denen er sich nicht so bald erholen würde.

Man sieht also, wohin die Welt treibt. Entweder werden wir wieder die alten Gewehre erfinden und die neuen Flinten mit ihrer Perkussionskraft in's Korn des alten Eisens werfen, oder uns entschließen müssen, dem Krieg den Garaus, dem

ewigen Frieden den Garein zu machen. Das wäre ein Ziel, welches auf's Innigste zu wünschen des Schweißes der Edlen werth wäre.

Das walte die Politik

Die Waffen nieder!

Offenster Brief an Frau Baronin von Suttner.

Bernau, den 20. März 1892.

Meine gnädige Frau!

W. In der einen Hand den Hut, in der andern die Ihrige, um einen Kuß auf sie zu drücken, so schreibe ich Ihnen mit gebeugtem Knie. Denn ich verehre die Frauen und Mädchen, welche keine Feder liegen sehen können, ohne sie für das Wohl der Menschheit und Menschlichkeit einzutauchen. Namentlich Sie, verehrte Frau, haben noch in Ihren besten Jahren an den Staat gedacht und beschlossen, ihn aus den Klauen des Mars zu retten, und damit haben Sie den Nagel, an den der Krieg gehängt werden sollte, auf den Kopf getroffen. Sie schrieben einen Roman, mit dessen beiden Bänden Sie das Gorgonenhaupt bei den Schlangenhörnern faßten. Sie gründeten ein Blatt, welchem Sie den Titel des Romans: „Die Waffen

nieder!“ gaben und dessen Verleger Fried heißt. Immer, wenn „die Waffen nieder!“ kommen, freue ich mich sehr über die Tapferkeit, mit der Sie den Krieg gegen diesen führen, so daß unter jedem Hieb die Buchstaben stieben. Wo Sie hinschreiben, da wächst auf den Schlachtfeldern kein Gras. Sie haben auch in Berlin in einer öffentlichen Vorlesung im Saal des Architektenhauses, in welchem kein Erisapfel zur Erde konnte, dem Kriege neue Feinde gewonnen, indem Sie rücksichtslos das Elend lasen, welches er über die Völker ausschüttet. Ich bewunderte Sie als Vorleserin, denn ich hörte bisher die Frauen nur — verzeihen Sie das harte Wort! — die Leviten lesen, und wer lauschte den Leviten gern, diesem Volk von Gardinenpredigern strengster Observanz!

Ich will auch von den Frauen nichts wissen, welche kriegerischen Sinnes sind. Ich führe nur eines der berühmtesten Kriegsdrommetchen, die Jungfrau von Orleans, an, obschon ich kein Freund davon bin, Mädchen anzuführen. Diese ohne glänzende Ausstattung kaum zu denkende Heldin kann mir trotz der herrlichen Jamben Schillers nicht zusagen. Als ihr das geistliche Gericht am 31. Mai 1431 auf dem Scheiterhaufen das Zeitliche segnete, geschah ihr zwar ein schreiendes Unrecht, das auch heute noch forttönt, und es freut mich, daß wenigstens Schiller sie nicht auf dem Holzstoß, sondern nur auf den weltbedeutenden Brettern enden ließ. Aber ich kann doch nie vergessen, daß sie, ein zartes Hirtenmädchen, plötzlich den Lämmern zurief, sie sollten sich auf der Heiden zerstreuen, — womit? — und nun, um nimmer wieder zu kehren, sich an die

Spitze der französischen Armee stellte und gegen die Engländer kämpfte. Es ist nicht weiblich, die Glieder in rauhes Erz zu schnüren, die zarte Brust mit Stahl zu bedecken, daß kein lieblich Kind daran blühen kann, und das Herz nicht von Männerliebe berühren zu lassen. Kaum begreife ich, wie Schiller, welcher die Frauen himmlische Rosen in's irdische Leben nicht nur flechten, sondern auch weben läßt, diese in Scene gesetzte Jungfrau fünf Akte lang mit nacktem Schwert an der Spitze der französischen Armee den Blicken eines gefüllten Hauses aussetzen mochte. Ich hätte das nie gethan. Das weibliche Geschlecht hat auf der blutigen Wahlstatt nichts zu suchen, nicht Festungen zu rasiren und Regimenter über den Haufen zu reiten. Die Frau soll Frau bleiben. Um dem Mann gewachsen zu sein, muß sie ihn einen Kopf kürzer machen, das sehen wir an Judith, da sie dem Holofernes in dieser Weise das Lebenslicht meuchlings ausblies.

Mit Freuden, Frau Baronin, sehe ich Sie also dem Kriege keinen Pardon geben und gegen denselben zu Felde ziehen. Es ist die schöne Aufgabe der Frauen, überall, wo sie keinen Frieden sehen, ihn zu stiften, gesäete Drachenzähne wieder auszuziehen und die Pforten des Janustempels zuzuhalten. Aber ich möchte Ihnen eine Frage vorlegen.

Was wird aus mir?

Seit ich meine Jünglingsschuhe mit der Feder vertauscht habe, bin ich Kriegsberichterstatter. Man sagt: Friede ernährt, Unfriede verzehrt. Mich umgekehrt, mich ernährt der Krieg, mir ist die brüllende Kriegsfurie eine melkende Kuh. Beginnt morgen

der ewige Frieden, giebt morgen der Krieg für immer seinen Geist der Zwietracht auf, so muß ich mir Hungerpfoten anschaffen, um sie zu saugen. Ich kann zwar von der Hand leben, aber nicht in den Mund. Noch kenne ich keinen Zauberer, von dem ich die Wünschelruthe bekäme, wenn ich ihn um eine solche bäte, um mit deren Hilfe zu meinem Tischlein zu sagen: Deck' Dich! Ich brauche den Krieg, um mein Brod in Frieden essen zu können, und auf dem Felde der Ehre blüht mein Weizen, aus dem dieses Brod gebacken wird. Schaffen Sie mir den Krieg vor der Nase ab, hängen Sie mir das Schwert, zu welchem die Völker dann und wann greifen, höher, so habe ich nichts mehr zu beißen, als in's Gras, und davon ist doch noch kein Mensch satt geworden.

Mein erster Gedanke, als ich die Schläge des Bettelstabes fühlte, war, einen Roman zu schreiben: „Die Palmenzweige nieder!“ und ein Blatt unter demselben Titel zu gründen. Aber erstens hielt ich es nicht für galant, denn ich weiß besser, was ich dem weiblichen Geschlecht, als was ich meinem Schneider schuldig bin, und dann dachte ich mir: Seitdem die sich drehende Erde steht, zerbrechen sich die Völker die Köpfe darüber, wie sie sich die Schädel spalten können, und so oft sie die Friedenspfeife mit einander geraucht haben mögen, immer wieder haben sie sie ausgehen lassen, um neuen Streit zu suchen.

So reiche ich Ihnen denn die Hand, Frau Baronin, und bitte Sie: Wenn Sie die Kriege aus der Welt schreiben, lassen Sie wenigstens so viele übrig, daß wir Kriegsberichterstatter leben können!

Eine deutsch-ostafrikanische Entdeckung.

Am Kilimandjaro, den 1. April 1892.

W. Die Nachricht, daß der kaiserliche Kommissar Dr. Carl Peters große Salpeterlager am Kilimandjaro entdeckt hat, ließ mich nicht schlafen, und das ärgerte mich. Denn ich habe den Schlaf nöthig. Wenn ich den ganzen Tag eine Feder nach der andern eingetaucht habe, dann sehne ich mich nach den Federn, welche nicht eingetaucht werden, sondern in die ich selber tauche, um nichts anders mehr zu thun, als wie Wallenstein einen langen Schlaf. Kaum also hatte ich den Artikel des Gerüchterstatters über den entdeckten Salpeter gelesen, als ich hierher eilte, um gleichfalls etwas zu entdecken und wieder schlafen, oder wenigstens auf meinen Lorbeeren ausruhen zu können.

Aber schon unterwegs ging mir ein Licht auf, welches Peters ruhig hätte unter den Scheffel stellen sollen. Denn es war gar kein Salpeter, was er entdeckt hatte. Jeder Neger

versicherte grinsend, den Salpeter habe Peters nicht aus dem Wasser, sondern aus der Luft gegriffen, und in den Oasen, wo ich ein neues Relais-Trampelthier nahm und mich von dem stundenlangen Ritt zwischen den Höckern meines Wüstenschiffs ausruhte, erzählte man mir, daß an der Entdeckung des Herrn Karl Peters kein wahres Wort als höchstens Glaubersalz sei, welches er gefunden habe. Erst traute ich den Ohren der Leute nicht und glaubte, sie hätten eine Ente gehört, oder sie wollten mir ein X für ein U aufbinden. Doch je mehr ich mich dem Kilimandjaro näherte, desto bestimmter trat das Nichts auf, welches dahinter war, und jetzt, da ich hier eingetroffen bin, zwitschern es die Papageien von den Dächern, daß der vielgenannte kaiserliche Kommissar sich mit seiner Entdeckung auf dem Holzwege befand, der in dieser wüsten Gegend überhaupt nicht zu finden ist.

Ich muß mich zu dieser Mittheilung jetzt bei den Haaren herbeiziehen. Denn sie wird mir so schwer, als wäre sie aller Anfang. Wenn Peters wirklich Salpeter gefunden hätte, so wäre die deutsch-ostafrikanische Kolonie, wie Eugen Wolf sagt, in ein anderes Stadium getreten und zwar — verzeihen Sie das harte Wort! — mit einem Schlage. Wir hätten wie Midas, der alles, was er berührte, in Moses und Propheten verwandelte, im Nervus rerum geschwommen, und wir würden nicht gewußt haben, was wir mit dem überschüssigen Non olet machen sollten. Wir hätten nach dem bekannten englischen Spruch heidenmäßig viel Zeit gehabt und nach dem oft gesungenen Lied Robert des Teufels konnte sich

Peters den Chimärer des Reichs nennen. Ach, nun sind diese frommen Pia desideria zu Wasser zerronnen, und wir stehen wie Ochsen an den goldenen Bergen, die wir uns versprochen haben. Das Ganze ist weiter nichts als eine Goldgrube, welche Peters Anderen gegraben hat und in die er selbst hineinfiel.

Es versteht sich von selbst, daß ich Herrn Peters dies Salpeter nicht nachtrage, schon deshalb nicht, weil keines vorhanden ist. Ihm aber und Allen, die in den deutschen Kolonien ihre Schuhe mit dem Staub der Wüste vollschütteln und uns gerne dann und wann, um uns eins ins Erstaunen zu versetzen, mit einem Quid novi nex Africa überraschen, bitte ich bei Allem, was ihnen eilig ist, nichts ohne die vorsichtige Mutter der Weisheit zu melden. Nicht allein weil die Vorspiegelung falscher Naturprodukte mit monatelangen Paragraphen bestraft wird, sondern weil die Nachrichten über Entdeckungen jeglicher Art viele Unter- und Uebernehmer verführen, hunderttausende von Kapithalern in eines der vielen Molöcher zu werfen, welche die Kolonien entstehen ließen. Findet z. B. ein afrikanischer Durchquerkopf in einer Gegend tiefes Schweigen, so tetegraphire er nicht gleich an Herrn von Soden, er habe Gold entdeckt. Schweigen ist ja Gold, aber zwischen Schweigen und Gold ist doch ein Unterschied, wie zwischen Sperling und Sterling, mag dieser Vergleich auch wie jeder andere Teufel hinken.

Nehmen wir den anderen Fall, ein Colonie-Voyageur fände einen viereckigen Gegenstand, von dem er annimmt, derselbe sei früher rund gewesen, und telegrammte sofort an Herrn von Soden, er habe die Quadratur des Zirkels entdeckt.

Diese Nachricht würde wie ein Lauffeuer in ein Pulverfaß fahren, denn wenn diese Erfindung wirklich eine Thatsache wäre, so würde der Erde eine andere Gestalt gegeben sein. Keine Pilze würden so aus der Erde schießen wie die Aktiengesellschaften, welche die Entdeckung ausbeuten wollten, und Jeder wäre bereit, seinen letzten rothen Mammon herzugeben, um an den Erfolgen des großen Patents theilzunehmen. Und wenn sich dann eines Tages der Berg in seiner ganzen Hohlheit mausig macht, wird dann nicht der Geldkatzenjammer ohne Beispiel sein?

Den die Kolonien besuchenden Reisenden ist also dringend zu rathen, aus den dort hausenden Mücken keine Elephanten zu stampfen. Nicht jeder Schauspieler, der einen Apfel vor sich niederfallen sieht, findet wie Newton (sprich: Newton) das Gravitationsgesetz, und nicht jeder fromme Schweppermann entdeckt zwei Amerikas. Man soll auch nicht glauben, das Pulver erfunden zu haben, weil man zufällig Schwarz heißt, oder Salpeter entdeckt zu haben, weil man den Namen Peters trägt. Da könnte ja sonst jeder Koch kommen, uns eine Portion Spargel vorsetzen und sagen, es seien die von ihm entdeckten Influenzabacillen.

Hoffentlich bleibt die Salpeterentdeckung ohne Folgen. Die schwarzen Eingeborenen leben nämlich in der Furcht, daß noch mehr Entdecker eintreffen und das Land nach Schätzen durchwühlen werden. Das können sie nicht leiden, und wenn sie die Geduld verlegen oder verlieren, dann wehren sie sich gegen die Ruhestörer, daß keiner ungefressen bleibt. Sie sind aber sehr

abergläubisch und meinen, wenn man Gold, Silber, Kohlen oder Eisen fände, so wäre in ihrem Lande der Bergbau unvermeidlich, und vor diesem haben sie Angst, weil eine alte Sage geht, dann bräche die Arbeit aus und diese würden sie nicht wieder los. Etwas Wahres ist ja auch daran.

Gestern sagte ein ehrwürdiger Araber zu mir: „Wenn wir plötzlich nach Berlin kämen und dorten mitten unter den Linden oder in der Hasenhaide nach Salpeter oder Gold buddelten, was würden wohl die Berliner sagen?“

Ich schwieg verlegen. Der alte Mann bettelte mich hierauf an, und ich gab ihm Recht. Die Berliner würden sich den Bergbau der Araber nicht gefallen lassen.

Die Franzosen in Dahomey.

I.

Herrn Wippchen in Bernau.

So willkommen uns Ihre drei letzten Artikel waren, so schienen sie doch etwas aus dem Rahmen Ihrer berichterstattenden Thätigkeit zu fallen. Es soll dies selbstverständlich kein Tadel sein, sondern nur andeuten, daß wir und unsere Leser Sie lieber auf ihrem eigentlichen Felde sehen. Sie auf dieses mit Ihrer Erlaubniß zurück zu leiten, machen wir Sie auf die Ereignisse aufmerksam, welche sich augenblicklich in dem Negerstaat Oberguineas in der die Franzosen schwer bedrohenden blutigsten Weise vor-

bereiten. Sie haben vielleicht schon davon gehört, wenigstens wird es Ihnen nicht entgangen sein, daß die französische Nationalversammlung sich mit der Dahomeyfrage sehr ernst beschäftigt hat. Grund genug für Sie, sich ihr zuzuwenden. Lassen Sie uns nicht lange auf Ihren ersten Bericht warten.

Ergebenst

Die Redaction.

* * *

Bernau, den 24. April 1892.

Indem Sie mich mit der Nase, welche Sie mir in Ihrem geehrten Schreiben ertheilen, auf die Franzosen in Dahomey stoßen, betrauen Sie mich mit einer Aufgabe, welcher ich keinen Reiz abgewinnen kann, obschon ich mit einer solchen überhaupt nicht spiele. Erstens fällt sie in den Mai, in den Monat also, wo der Frühling erwacht, sich den Schnee aus den Augen reibt und sich in ein frischgrünes Gewand kleidet. Da sitze ich nicht gerne im Druck von Giebeln und Dächern vor Papier und Dinte, denn die Sonne duldet kein Weißes und kein Schwarzes, und als unerbittlicher Freund der Natur möchte ich hinaus und vorn und hinten wie die Bäume ausschlagen. Zweitens aber ist mir das Land, in welchem die Franzosen jetzt, wenn nicht in tausend,

so doch in fünfhundert Aengsten sind, wegen seiner barbarischen Sitten verhaßt, und ich habe nicht gern etwas mit ihm zu schaffen. Es ist so weit in der Cultur zurück, daß es nicht weiß, wie es sich schreiben soll: ob Dahomeh, Dahome, oder Dahomey, Dahomay, oder Dahomai. Brockhaus schreibt: Dahomeh, darum auch ich. Der König ist voll Blutdurst. Das wäre nicht schlimm, wenn er ihn nicht auch so stillte, daß er tagelang einen Tiger hat. Er heißt Behansin, auf deutsch: Menschenfresser, weil er nicht bloß blut-, sondern auch fleisch-dürstig ist. 5000 Amazonen bilden — verzeihen Sie das harte Wort! — seine Leibgarde. Er ist ein Despot: Richard der Dritte mit einem Schuß Nero. Feste werden anstatt durch Glockengeläute durch Hinrichtungen begangen, es ist unerhört, wie viele Menschen jährlich vom Leben zum Tode verfeiert werden. Die Dahomeher sind Götzendiener, sogenannte Fetischler, und Sie können sich wohl denken, daß ich mit solchem König und mit solchem Volk, lauter Spießgesellen, die man schon Spießmeister nennen muß, nicht gerne etwas zu thun haben mag.

Dennoch, um Ihnen gefällig zu sein, sende ich Ihnen einliegend die ersten Schritte, welche die Franzosen gegen die Dahomeher unternommen haben. Ich habe die Absicht, die Franzosen, obschon sie es nicht um uns verdienen, mit Ruhm zu bedecken und sie als geachtete Moreslehrer aus diesem Kampf hervorgehen zu lassen. Denn ein Barbar wie dieser Behansin verdient nichts Besseres.

So hätten wir denn wieder einen Krieg. Da liegt es nah, Lazarus von Schwendi zu citiren, welcher sehr richtig sagte:

„Zum Kriegführen sind dreierlei Dinge nöthig: Geld! Geld! Geld!“ Ich ersuche Sie daher um einen Vorschuß von dreierlei Zwanzigmark, zusammen 60.

* * *

Abomeh, den 1. Mai 1892.

W. „Es ist die alte Heinesche Geschichte vom Rabbi und Mönch,“ sagte mir heute der Vater einer eben ausgekleideten einjährig freiwilligen Amazone, als ich ihn über den Grund der zwischen Dahomeh und Frankreich herrschenden Differenz befragte. Er sprach das wenig verbreitete Fawin, die einzige Zunge, welche der Dahomeher gelernt hat, und ich glaube daher, seine Antwort übersetzen zu sollen. Er sagte, Se. Majestät sein allergnädigster Menschenfresser reize die Franzosen durch seine Untreue und sein ewiges Vergießen von Sklavenleben, und die französischen Befehlshaber begingen gleichfalls Grausamkeiten und Räubereien und das reize wieder das von der Cultur noch unbedeckte Volk, dem der Tabak, den die Franzosen aus der Spitze der Civilisation rauchten, denn doch ein zu starker sei. So habe denn Jeder auf seine Weise den Casus zum Belli verschärft, und nun, da die Kriegsfurie in's Rollen gekommen sei, könne sie nur noch durch ein Wunder zum Stehen gebracht werden.

Ich bestieg am nächsten Halteplatz einen Elephanten erster Güte und machte einen Ritt durch die Hauptstadt. Ueberall

sah ich die Einwohner in dunklen Haufen die Tagesereignisse besprechen, und nur mit Mühe gelang es den Amazonenpatrouillen, die aufgeregten Massen in Ordnung zu halten. Viele, welche nicht gutwillig auseinander gingen, wurden geviertheilt, und namentlich solche Unterthanen, welche vom Könige verlangten, er solle die Franzosen sofort aus dem Lande treiben, energisch zur Ruhe erdrosselt. Dies ist hier so die Art, den Leuten Raison beizubringen: wenn man ihnen zeigen will, was eine Harke ist, so bedient man sich des Richtschwerts. Es ist die höchste Zeit, daß endlich die Cultur über dieses Dahomeh hereinbreche.

Der Konflikt, um den es sich handelt, ist der folgende. Der König war über und übermüthiger geworden und schrieb an den französischen Gouverneur von Porto Nuovo, seine Truppen seien bis an die äußersten Zähne bewaffnet, um jeden französischen Soldaten, der sich seinen Besitzungen nähere, den Göttern als Opfer auf den Fetisch zu setzen. Dieser Brief schlug der Fassung der Franzosen den Boden aus, und sie rüsteten sich, damit dieser dunkle König nicht länger ungestraft unter Palmen wandle. Die Streitmacht des Königs besteht aus 14000 Mann beiderlei Geschlechts, sechs Kanonen und 4000 Gewehren. Die übrigen Waffen sind Repetirlanzen, kleinkalibrige Bogen und knallschwache Pfeile. So gerüstet erwartet er seinen Einfall in französisches Gebiet.

Die Stadt wimmelt von Militär, dessen Uniform aus Schurzfell und Nasenring besteht und daher europäische Augen wie die meinen etwas geniren. Heute rückte ein Regiment Amazonen

zweiten Aufgebots ein, meist alte Jungfern, die wohl niemals ihre Kinderschuhe vertreten haben, da sie noch heute barfuß marschiren. Ein schlimmer Anblick!

Wenn die Aktion beginnt, schreibe ich Ihnen ein ausführliches Telegramm.

II.

Abomeh, den 3. Mai 1892.

W. Es liegt etwas wie ein Zusammenstoß in der Luft, aber man kann ihn noch nicht aus derselben greifen. Behansin, der König von Fetischs Gnaden, sonst ein Drauf- und Draufgänger, zögert jetzt noch, die Lanze aus der Scheide zu ziehen, und die Franzosen warten Verstärkungen ab, um dann mit aller Energie diese Buschklepper aus dem Busch zu jagen, daß ihnen nichts als der Klepper bleibt, auf dem sie das Weite suchen können, ohne es zu finden. Es ist ihnen kein anderes Los zu wünschen. Ein in allen Sätteln ungerechter Barbar wie dieser Behansin, der sein Volk, so lang es warm ist, in Ketten schmiedet, und diese Dahomeher, deren Stumpfsinn durch nichts zu schärfen ist, verdienen nichts anderes als aus dem Wege, den sie wandeln, geräumt zu werden.

Von der Hauptstadt, aus der ich Ihnen schreibe, ist nicht viel zu erzählen. Sie heißt Abomeh oder Agbomeh. Es ist schon charakteristisch, daß sie selbst nicht weiß, wie sie eigentlich

heißt. Dergleichen ist nur in einem Lande möglich, welchem, wie diesem Negerstaat, die unterste Stufe der Bildung noch nicht aufgegangen und das systematisch so verdummt ist, daß es wohl immer das Volk der Henker genannt werden wird. Die Stadt zählt etwa 30,000 Einwohner, d. h. von einer Volkszählung ist nicht die Rede. Man zieht jährlich von der Zahl derjenigen, die das Licht der Welt erblickt haben, die Unglücklichen ab, welche enthauptet worden sind, und so hat man ungefähr die Bevölkerungsziffer. Wie aber muß ein Volk auf den Kopf gefallen sein, dem dieser fortwährend abgeschlagen wird, ohne daß es niemals zum Tyrannen, den Dolch im Gewande, schleicht!

Die Stadt ist klein und schmutzig. So weit das Auge reicht, kein Asphalt, keine Elephanteneisenbahn, keine Feuerwehr, kein Schloßbrunnen, keine elektrische Beleuchtung. An den Straßenecken sieht man sich umsonst nach einer reitenden Amazone um, welche den Verkehr regelt. Keine Thurmuhr, sondern nur den Büttel hört man schlagen. Die beiden Königswohnungen umgiebt ein 7 m hoher Erdwall, welchen die Schädel von Kriegsgefangenen krönen. Es ist die Pflicht Europas, einen solchen Herrscher aus der Reihe der Regierenden zu streichen und dann an seinem Schloß eine Tafel anzubringen mit der Inschrift: Frisch gestrichen.

Der König Gheso hatte die Menschenopfer abgeschafft, er war ein milder Mann und haßte die Klinge, über welche die unschuldigen Menschen zu springen genöthigt wurden. Wohl 2000 Henker wurden pensionirt. Als er aber im Jahre 1858 das Zeitliche segnete, half dies nichts, denn sein Sohn und Nach-

folger Bahadung fluchte dem Zeitlichen, indem er bereits zur Todtenfeier des Hochseligen die Menschenopfer wieder einführte. Seitdem schwebt abermals der Kopf jedes Unterthans zwischen Lipp' und Kelchesrand. Das Schafott — verzeihen Sie das harte Wort! — steht seitdem nicht still.

Ueber die Stellung der Frauen wird am schnellsten die folgende Mittheilung aufklären. Kaum war ich angekommen, so ließ sich bei mir ein Sklavenhändler anmelden, um mir das Neueste in Frauen vorzulegen. Als ich ihm sagte, daß ich nur meiner Neigung folgen, keinesfalls aber eine farbige Ehe schließen wolle, drohte er mit der sofortigen Hinrichtung, wenn ich mich nicht den Gesetzen des Landes fügte. Ich gab also nach und nach und wählte eine achtzehnjährige Braune, welche als die Tochter einer Artillerie-Amazone an der Majorsecke geboren worden war. Sie sei, betheuerte der Sklavenhändler, unter Brüdern, die sie nicht hatte, 1000 Francs werth, aber sie sei von der Sonne etwas verbrannt und ich sollte sie daher für 800 Francs haben. Ich gab ihm ein Tausendfrancbillet, er behauptete aber, er könne nicht wechseln, und ich sollte das dreijährige Kind der unglücklichen Sklavin für den Rest des Geldes mit in den Kauf nehmen. So war ich denn, wenn ich wollte, Gatte und Vater, aber ich wollte natürlich nicht. Als der Sklavenhändler fortgegangen war, schenkte ich der Mutter und ihrem Kinde die Freiheit, indem ich ihnen die Thür wies. Sie verabschiedeten sich jubelnd. Aber kaum waren sie zwanzig Schritt von meiner Hütte entfernt, so sprangen hinter einer Kokospalme einige Sklavenjäger hervor, erlegten Mutter und

Kind und führten sie auf den Sklavenmarkt, um sie daselbst unter der verbrecherischen Hand zu verkaufen. Man sieht also, daß die Frauen hier nichts als eine Waare sind, und was das Schlimmste, sie können auf eine Besserung warten, bis sie schwarz werden, wenn sie dies nicht schon wären.

Wer daher ein nur einigermaßen dicker Freund der Civilisation ist, freut sich, daß den Franzosen sich endlich der Geduldsfaden sträubte und daß sie nun entschlossen sind, auf dem Nacken dieser Barbaren festen Fuß zu fassen. Mit ungeduldigem Auge blickt der Culturfreund nach Frankreich, und mit Bedauern bemerkt er, daß es wie eine träge Schneiderin zu lange säumt. Denn mittlerweile wiegt sich dieser Mißkönig Behansin in der Ueberzeugung, Frankreich fürchte in Dahomeh ein zweites Sedan und wage nicht, das Maaß zu ergreifen, um sich mit dem Amazonenheer zu messen. Und allerdings wird das wilde Heer auch täglich vergrößert. Fortwährend kommen große Trupps Rekrutinnen herbei, werden einexercirt und an die Küste befördert. Eben geht wieder eine aus 200 Elephanten bestehende Schwadron dahin ab. Die Straßen wimmeln von Linien-Bogenschützen und weiblicher Landwehr. Alles ist kriegsbereit, und ich fürchte, daß den Franzosen die Arbeit das Leben sauer machen wird.

Hoffen wir das Beste!

III.

Abomey, den 9. Mai 1892.

W. Heute würde ich Ihnen nicht geschrieben haben, wenn mich nicht eine merkwürdige Beobachtung die Triebfeder einzutauchen nöthigte.

Den Dahomeyern wäre in der letzten Zeit doch das Herz in die Hosen gefallen, wenn sie solche tragen würden, und aus derselben ganz zufälligen Ursache fürchten sie auch nicht, daß ihnen das genannte Kleidungsstück stramm gezogen werden würde. Dennoch ist es eine Thatsache, daß sie, wenn sie an Frankreich dachten, doch recht trübe in die Suppe blickten, die sie sich eingebrockt hatten, da sie bei dieser Gelegenheit das Hühnchen sahen, welches Frankreich mit ihnen ernsthaft zu pflücken herannahe. Sie waren — ich würde sagen — kleinlaut geworden, wenn sie überhaupt einen Laut von sich gegeben hätten. Stumm schlichen sie umher. Das Fell des Löwen, in das sie sich gesteckt hatten, juckte sie. Sie merkten häßlichsten Unrath. Kaum hatten sie noch Lust zu Zerstreuungen. In die sonst aus-

verkauften Hinrichtungen ging keine Katze hinein, die Frauen auf den Sklavenmärkten blieben den Händlern als Ladenhüterinnen auf dem Hals, und die Elephantenrennen konnten wegen Mangels an Theilnahme nicht stattfinden. Der König selbst war — verzeihen Sie das harte Wort! — ganz aus dem Schlößchen. Er, dessen Kamm anfangs so geschwollen war, daß man ihn kaum wiedererkannte, ging nun auch bei Tage finster einher und lächelte kaum noch, wenn er seinen Namen unter ein Todesurtheil setzte. Noch vor mehreren Tagen sah ich ihn, die Krone tief in die Stirn gedrückt, gefolgt von einer halben Schwadron Garde-Amazonen, durch die Stadt reiten, ohne den auf dem Bauch liegenden Vorübergehenden auch nur einen Blick zu schenken. Er machte den Eindruck eines Mannes, der voreilig gehandelt hat und sich nun nach einem Kreuz umsieht, zu welchem er kriechen kann. Kurz, mein Dahomey flößte mir die Empfindung ein, daß es Carnot peccavi gesagt hätte, wenn es auch nur eine Idee von Latein gehabt haben würde.

Als ich nun aber vor einigen Tagen mit dem ersten Schrei des Hausgeiers, der hier die Stelle des Hahns vertritt, erwachte und mir die Frühkokosnuß von der Sklavin für alles gebracht wurde, da merkte ich es deren übermüthigen Redensarten an, daß etwas Unerwartetes geschehen sein mußte. Und das war in der That der Fall. Das gestern Abend fällige Kameel hatte die Nachrichten aus Paris überbracht, welche mit allen Details das Bockshorn schilderten, in welches die Dynamitattentate die Franzosen gejagt hatten. Da schlug die Stimmung der Dahomeyer um wie ein Ruderboot, wenn ein paar Windhosen an-

gezogen kommen. Alle, die niedergeschlagen gewesen waren, erhoben sich und trugen ihre Nase wieder so hoch, wie nur je ein Berg seine mit Schnee bedeckte Spitze.

Ich ging aus, um eine Promenade in der „Unter den Palmen" genannten Hauptstraße zu machen. Da zeigte sich mir ein anderes Bild als Tags zuvor. Ueberall Jubel. Die ältesten Amazonen wurden von jungen Dahomehischen Kriegern vom Obersten abwärts umarmt, so groß war die Freude, welche die Bevölkerung ergriffen hatte. Man traf Vorbereitungen, um Abends alle Schädel, welche die das Schloß umgebenden Wälle schmückten, zu illuminiren. Vor allen Götzenbildern fanden Menschenopfer statt, von allen Hütten wehte die zweifarbige Trikolore, und die Luft erdröhnte von den eigentlich streng verbotenen Pfeilschüssen aus zum Glück blindgeladenen Armbrüsten. Die Menschen benahmen sich, als hätten die Franzosen schon die Flotte gestreckt, welche noch in Toulon des Befehls zur Abfahrt harrte.

Das ist die natürliche Folge der Dynamittheilungen aus Paris. Man darf sich nicht darüber wundern. In Dahomeh wachsen die Feigen wild, aber sie werden verachtet. Die Dahomeher können sich das Mauseloch garnicht vorstellen, in das ein Volk vor einigen Strolchen kriecht, welche nichtsahnende Häuser in die unschuldige Luft sprengen. Sie sind nicht intelligent wie die Franzosen, denen sie auf dem Gebiet der Cultur nicht das Wasser reichen, was ja auch nicht gastlich wäre, aber sie haben Muth, sie zeigen ihn nicht nur wie der Mameluck, sondern sie besitzen ihn wirklich. Wenn es einige Böswillige wagten, mit

Giftschlangen um sich zu werfen, — sie kennen die Dynamitbomben nicht, — so würden solche Boanarchisten derart gelyncht werden, daß ihnen und Andern das Schlängeln für immer verginge, aber am allerwenigsten würden sie aus Furcht vor Rache die Verbrecher mit Glacéhandschuhen anfassen. Welcher Dahomeher faßt überhaupt etwas mit Glacéhandschuhen an! Wie sollten sie das machen? Diese Halbwilden haben ja weder Fuß- noch Handzeug und leiden auf ihrem Körper überhaupt nicht mehr als nöthig ist, den Splitter der Nacktheit zu bedecken.

Man mag hieraus erkennen, daß die Franzosen den Muth, den sie gegenüber den Dynamitarden sinken ließen, dem Feinde im Auslande eingeflößt haben. Wenn sie jetzt kommen, wird ihnen der Daumen, den sie den Dahomehern auf's Auge drücken wollen, sehr schwer werden, und ich fürchte, der König Behansin, der trotz seiner Jugend wieder der Alte geworden, wird anstatt des Hasenpaniers das Löwenpanier ergreifen. Er wird ihnen hohnlächelnd zurufen: „Kommt nur, ich bin kein Franzose, der, wie Bananenlaub zitternd, vor seinen Feinden die Lanze einsteckt!"

Und so fürchte ich, daß die Franzosen den Dahomehern gegenüber eine harte Aufgabe zu knacken haben werden.

IV.

Herrn Wippchen in Bernau.

Wir stören Sie ungern in Ihrer Sommerfrische. Aber der Umstand, daß Sie Dahomeh seit einiger Zeit vollständig vernachlässigen, zwingt uns, Sie daran zu erinnern, daß Sie dieses immerhin interessante Ereigniß doch nicht ganz seinem Schicksal überlassen dürfen, nachdem Sie es bereits durch drei Artikel dem Interesse unserer Leser nahe gebracht haben. Außerdem möchten wir aber doch von Zeit zu Zeit einen Bericht aus Ihrer Feder veröffentlichen, und zu einem solchen empfehlen wir einen vierten aus Dahomeh, da augenblicklich keine andere kriegerische Action vorliegt.

Indem wir Sie bitten, wieder zu derselben zurückzukehren und uns recht bald einen Bericht zu senden, grüßen wir Sie

ergebenst

Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 15 August 1892.

Mit Vergnügen will ich Ihnen glauben, daß Sie einen Bericht aus meiner Feder wünschen, trotzdem der Barometer alles übersteigt, was Wärme heißt. Es wäre mir auch ein Leichtes, mich an den Schreibtisch zu setzen und stehenden Fußes den Dahomehern eine französische Schlappe beizubringen. Aber zu diesem Zweck müßten die Franzosen doch wenigstens in's Feld, oder das Schwert ziehen, wie überhaupt den ernsten Willen kundgeben, den Dahomehern an den Kragen zu gehen, obschon diese Halbnackten einen Kragen überhaupt nicht kennen. Aber die Franzosen rücken ihnen noch nicht auf den Leib, sondern höchstens drei Schritt von demselben, und ihr ganzes Streben scheint vorläufig darauf gerichtet zu sein, den festen Fuß zu suchen, den sie fassen können, um sicher zu gehen. Sie erinnern mich, wenn sie sich nicht sehr irren sollten, an den bekannten Fabius, der sich in dem Kriege gegen Hannibal mit dem Beinamen Cunctator bedeckte, weil er durch seinen Hin- und Heerzug, ein rechter Kreuz- und Quern-

lant, den Feind ermüdete und schwächte. Anders kann ich mir auch die Thatsache nicht erklären, daß die Franzosen nun schon monatelang in dem unwirthlichen Dahomeh auf allen Lauern liegen, ohne eine Miene zu machen, welche wenigstens annähernd dem bösen Spiel des Feindes ähnlich sieht. Man kann sagen, oder wenigstens ich sage: Der Elephant kreist und — verzeihen Sie das harte Wort! — gebiert eine Maus. Ich könnte also nur gewaltsam eine Entscheidung herbeiführen.

Und dieses soll, wie sie wünschen, geschehen, doch muß ich Sie um Ihre Schuhe bitten, um Ihnen die Verantwortung in dieselben schieben zu können, so wenig die Dahomeher das blaue Auge, mit welchem ich sie davonkommen lasse, verdient haben mögen. Ganz kann ich sie mit dem besten Willen nicht aufreiben, den größten Theil des Denkzettels müssen ihnen die Franzosen geben.

Wollen Sie auch mir einen Denkzettel geben, so bitte ich Sie um einen Fünfzigmarkschein. Ich habe Maßregeln gegen die Cholera ergriffen und soll, wie eine Broschüre des Geh. Sanitätsraths Dr. P. Sachse verlangt, kein ungekochtes Wasser, keine rohe Milch, kein frisches Gebäck, keine kalten Suppen, keinen kalten Aufschnitt, der schon lange gestanden hat, keine Salate, keinen Käse, kein Eis, kein rohes Obst u. s. w. essen. Das kostet Geld.

* *
*

Kotonu, den 9. August 1892.

W. Ich schreibe unter Donner und Blitz der Kanonen, so daß ich kaum mein eigenes Wort lesen kann. Heute Morgen weckten mich die Feuerschlünde des Kanonenboots „Talisman" und des Avisos „Opale", deren Geschütze gestern noch ganz unschuldig die Küste angähnten und nicht ahnen ließen, daß sie heute kein Blatt vor die Mündung nehmen würden. Abomeh und Widah werden beschossen, zwei Städte, welche offen sind, so daß die Geschosse ungehindert hineinfallen können. Die Bewohner suchen ihre sieben Sachen — Viele haben kaum so viele — zu retten, um mit dem halbnackten Leben davonzukommen. Da fast alle Weiber eingezogen sind und als Amazonen dienen, so sieht man meist Greise, welche das Weite suchen, ohne es finden zu können. Dazwischen brennen die Dörfer wie Stroh, aus welchem die Dächer der elenden Hütten bestehen, und überall wird das Feuer von flackernden Kokospalmen und Bananen beleuchtet. Die gestern von hier ausgesandte Recognoscirungs-Colonne stieß auf ein Regiment Amazonen und griff dasselbe an. Aber schon nach kurzem Kampf wurden die Damen zersprengt, worauf die Franzosen um Pardon baten und die Saubersten gefangen nahmen, während die Häßlichen sich auf Gnade und Ungnade flüchteten. Viele bedeckten das Schlachtfeld, obschon sie dies selber viel nöthiger hatten, ein Anblick, welcher es begreiflich erscheinen läßt, daß Kindern das Betreten des Schlachtfeldes auf's strengste untersagt worden ist.

Natürlich hat dies endlich energische Auftreten der Franzosen

eine heilsame Wirkung auf die Hinterbeine ausgeübt, auf welchen der König Behansin noch gestern gestanden hat. Er hat den Abstieg bereits vollzogen und scheint willig, sich, freilich in seiner tyrannischen und uncultivirten Weise, zu unterwerfen. Heute heißt es nämlich, er wolle, wenn die Franzosen die Feindseligkeiten einstellen, ihnen baar 10000 Köpfe seiner Unterthanen liefern. Der Oberbefehlshaber der französischen Truppen, Oberst Dodds, soll dies Anerbieten indeß mit dem Bemerken zurückgewiesen haben, das Köpfen in Dahomeh solle überhaupt aufhören, dagegen könne sich Se. Majestät darauf verlassen, daß ihr selbst der Kopf vor die Füße gelegt werde, wenn sie nicht zu Kreuz kröche. Man denke sich nun einen Götzendiener wie Behansin, der zu Kreuz kriechen soll. Welch ein Widerspruch!

So stehen die Sachen in diesem Augenblick, und wenn ich nicht alles täusche, so wird dieser Behansin bald ausrufen: „Einen Elephanten, einen Elephanten, mein Königreich für einen Elephanten!" Wenn man ihm dann aber einen solchen Dickhäuter bringt, so wird er kein Königreich mehr haben, um ihn damit zu bezahlen. Freilich, wenn es dem König von Fetischs Gnaden gelänge, in die am Wemefluß gelegenen Sümpfe zu entkommen, so wird es schwer werden, ihn einzufangen. Aber hoffentlich ist der Spieß nicht mehr fern, in welchen er den Franzosen läuft.

Krieg im Frieden.

Herrn Wippchen in Bernau.

Wir sind ganz damit einverstanden, daß Sie, wie uns Ihre Postkarte meldet, die Franzosen in Dahomeh vorläufig links liegen lassen, da dieselben ihre Expedition bis zum Herbst vertagt haben. Das darf Sie aber nicht abhalten, sich eines anderen Stoffes zu bemächtigen, der augenblicklich die öffentliche Aufmerksamkeit lebhaft beschäftigt. Wir meinen die Konflikte zwischen Civil und Militär, die von so bedauerlichen Folgen begleitet sind und Fragen wie das Scharfschießen der Wachtposten und das Waffentragen außer Dienst von Neuem auf die

Tagesordnung gebracht haben. Das wäre doch ein Gegenstand für Ihre in militärischen Dingen so geschulte Feder. Wir bitten Sie, sich über diesen recht bald vernehmen zu lassen.

Ergebenst

Die Redaktion.

*　*
*

Bernau, den 31. Mai 1892.

Als in der vorigen Woche der Mai noch dem Wonnemond wie ein Ei dem Würfel, oder besser wie ein Neunauge den Musen glich, als alle Knospen vor Kälte sprangen und ein Pluviuswetter war, daß man den Hund beneidete, weil man ihn nicht hinausjagte, da wäre mir Ihr Brief recht bon-à-propos gekommen. Jetzt aber, wo Helios' Wagen senkrecht vom Himmel scheint und die Bäume bis über die Kronen in frischem Grün prangen, da wünsche ich, Ihr Brief wäre aus Irrthum nach dem Lande gerathen, wo der Pfeffer wächst, und dieser Brief wäre dort verloren gegangen. Schönes Wetter treibt mich hinaus, wo die Natur eine grüne Bärenhaut ausgebreitet hat, auf der ich so gerne liege, um der Kehle fröhlicher Mitglieder gefiederter Zweigvereine zu lauschen, und nur ein ernster Völkerzwist vermag mich dort aufzuscheuchen und mich der Dinte wiederzugeben.

Aber der Schuß eines Wachtpostens ist keine Schlacht, und wenn der Wachtposten dadurch noch so sehr Gefreiter wird. Ebensowenig kann ich in dem Leder, von welchem ein Lieutenant zieht, um gegen einen Wehrlosen vorzugehen, ein Feld der Ehre erblicken. Das Alles sind Ausschreitungen Einzelner, die gewiß sehr bedauerlich sind, aber doch nur wegen zufälliger Kopfwunden eine Haupt-, nie aber eine Staatsaktion werden können. Namentlich können sie einen Kriegsberichterstatter — verzeihen Sie das harte Wort! — nicht reizen. Wo Reiterregimenter die wogenden Felder zerstampfen, da nur blüht sein Weizen. Wo Dörfer von der Asche verzehrt werden, da nur ist er zu Hause. Wo alles die Flucht ergreift, da nur ergreift er die Feder. Das Blaue aber, in das ein angegriffener Wachtposten hineinschießt, ist dem Kriegsberichterstatter zu farblos, und ein Soldat, der im Wirthshaus einen zu viel genommen und einen zu viel gegeben hat, macht wie die Schwalbe noch keinen Kriegslärm.

Trotzdem will ich Ihnen mit einem Artikel unter die Arme greifen. Gehöre ich ja selbst nicht zu den Reichen, und da wir gerade von Posten sprechen, so bitte ich Sie um einen kleinen von 40 Mark. Ein solcher Vorschuß kann kein böses Blut machen.

* *
*

Berlin, den 3. Juni 1892.

W. Seit einiger Zeit ist viel von Soldatenmißhandlungen die Rede gewesen, nun aber nimmt man kaum ein Blatt vor

den Mund, in welchem nicht über Bürgermißhandlungen berichtet wird. Offiziere, welche sich beleidigt glauben, ziehen blank, Civilisten den Kürzeren, und nicht nur militärische Vor-, sondern auch ebensolche Nachgesetzte greifen zu den Seitengewehren und hauen blindlinks und rechts auf die unbewaffneten Bürger ein. In den Straßen fallen Schüsse und Unschuldige. Das Publikum ist schon dahin gekommen, daß es meint, es sei nicht mehr seines Lebens, sondern seines Todes und seiner Verletzungen sicher. Nur noch etliche solcher Ereignisse, und es meint mit Goethe: „Es wandelt Niemand ungestraft unter den Linden.“ Denn wenn ein Wachtposten von einem Uebelthäter belästigt wird, darüber ganz in Feuer geräth und es giebt, dann kann es nur zu leicht geschehen, daß ein ganz Unbetheiligter von dem Geschoß, von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, getroffen wird. Ebenso traurig ist es jedenfalls, wenn der Schuldige, welcher vielleicht sinnlos selig war, durch die wohlgezielte Kugel dahin, wo kein Tag mehr scheint, gerafft wird. Und meist handelt es sich doch um Provokationen, die im Affen begangen werden, und namentlich die Offiziere scheinen sich, wenn sie den Degen ziehen, nach dem Grundsatz: Bagatelle est notre bon plaisir hinreißen zu lassen.!

Es ließe sich nun am einfachsten diese brennende Frage durchhauen, wenn die Wachtposten mit ungeladener Flinte schilderten, und wenn die Soldaten außer Dienst keine Waffen trügen. Denn die Aerzte gehen auch ohne Secirmesser, die Juristen ohne Cessions- und ähnliche Instrumente, die Schlächter ohne Beil, die Schneider ohne Scheere, die Schmiede ohne Hammer, die

Köche ohne Tranchirmesser in's Wirthshaus. Aber wir leben in einem Militärstaat, und bis die Soldaten nur mit der Uniform bekleidet öffentlich erscheinen dürfen, wird wohl noch manches Jahrzehnt in's Meer der Ewigkeit hinablaufen. So will ich denn einen Vorschlag zu einem milieu vorschlagen, welche beide Theile als juste anerkennen werden.

Die Regierung entschließt sich, dem Militär einmal vier Wochen lang zu zeigen, wie gefährlich und ungeziemend es sei, auf Unbewaffnete zu schießen oder mit mehr oder weniger blanker Klinge einzuhauen. Dies hat so zu geschehen, daß alle bisher unbestraften Civilisten auf offener Straße und in Wirthshäusern scharf geladene Gewehre oder Degen, während die Soldaten vom Gemeinen aufwärts nur einen Spazierstock oder einen Schirm tragen, auch die Wachtposten. Und nun reizen die bis an die Zähne wehrlosen Soldaten die bewaffneten Civilisten. Dem Wort folgt der Hieb, dem Schlag die Kugel. Letztere trifft auch die unbetheiligten, nur frische Luft, aber keinen Verdacht schöpfenden Soldaten, während der Offizier nicht im Stande ist, sich mit einem Regenschirm oder Sonnenstock gegen die Degenstiche des Steuerzahlers genügend zu decken. Nach vier Wochen wird das Militär zu der Einsicht gelangen, daß in diesem Zustand etwas zu schaffen sei und zwar Wandel, entweder müßten alle Einwohner waffenlos oder auch die Soldaten bewaffnet sein. Suum cuique, Jedem das Seitengewehr!

Diesen Vorschlag sollte man nicht ohne genaue Prüfung zu den Akten legen, aus denen das Drama der traurigen Vorfälle

besteht. Er scheint mir auch theuren Ansprüchen zu genügen. Der jetzige Zustand gleicht einem dahinrasenden Courierzug, er ist unhaltbar. Dieser Gegensatz zwischen Militär und Civil darf nicht einreißen wie der Bauhandwerker eine alte Mauer. Und was geschehen muß, muß sofort geschehen!

Die Russen in Afghanistan.

Herrn Wippchen in Bernau.

Zu unserem nicht geringen Erstaunen schreiben Sie uns in Ihrem geehrten Gestrigen sehr erregt von dem Inhalt Ihres letzen Berichts über die Franzosen in Dahomeh, Sie seien außer sich darüber, daß wir Sie veranlaßten, die Franzosen vorgehen zu lassen und den Dahomehern eine Niederlage beizubringen. Wir haben dies bekanntlich garnicht gethan, sondern Sie nur um einen Bericht gebeten, der allerdings etwas energisch ausgefallen, aber mit Interesse gelesen worden ist. Es ist auch gewiß

keinem Leser in den Sinn gekommen, lange zu prüfen, ob Ihr Bericht auf Wahrheit oder auf Erfindung beruhe, da das Publikum sich zu derlei Prüfungen überhaupt nicht die Zeit nimmt.

Beruhigen Sie sich also und arbeiten Sie weiter. Hoffentlich haben Sie etwas von dem Wiederauftauchen der afghanischen Frage gehört. Da wäre denn ein Stoff.

Ergebenst

Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 31. August 1892.

Herzlichen Dank für die Worte, welche Sie als Antwort auf mein von Ihnen so freundlich Geehrtes laut werden ließen. Ich lag wie unter einem Alp, weil ich mir sagen mußte, daß das Auge, mit welchem ich die Dahomeher davonkommen ließ, denn doch nicht blau genug war, da bisher die beiden Heere noch nicht einmal weich, geschweige denn hart aneinander geriethen. Ich weiß ja sehr wohl, daß ein zwischen zwei Heeren stehender Berichterstatter, wo alles schießt, auch die Zügel der Phantasie schießen lassen kann, aber wo nichts ist, da ist doch der Bericht-

erstatter genau so viel wie der Kaiser. Wo nicht eine einzige Amazone verwundet oder — verzeihen Sie das harte Wort! — gefallen war, da schien es mir, als allerdings mein Brief schon auf der Post lag, doch etwas gewagt, von einer völligen Niederlage der Dahomeyer berichtet zu haben. Die Wahrheit ist, daß der Hahn sich rühmen darf, diesen Augenblick von den Franzosen in Ruh gelassen zu werden, und daß die Dahomeyer den Tag damit zubringen, ihre Ohren und Pfeile zu spitzen. Die meisten Hände liegen im Schooß und rühren sich nicht, wie bei den Franzosen, so auch bei den Dahomeyern, die ich im Geiste um ihre Fetische herumsitzen sehe, während die Amazonen ihre Einjährigen nähren, oder Zelte stopfen. Ein sehr merkwürdiger Krieg in der That!

Da stoßen Sie mich zur rechten Zeit mit der Feder auf Afghanistan. Aber unter vier Rosen sage ich Ihnen, daß ich mir nicht viel Ausbeute von dieser Kriegsgefahr verspreche, und um in den Lesern keine Erwartungen zu wecken, (ich weiß nicht einmal, ob sie in ihnen schlafen,) halte ich vorläufig an der Erklärung der Russen fest, daß es sich um wissenschaftliche Forschungen handle.

Und nun an's Werk. Doch in einer halben Stunde kommt meine Wirthin mit einer Rechnung, und damit sie mich nicht zu lange stört, werde ich sie bitten, übermorgen nach dem Eintreffen der ersten Post wiederzukommen. Lassen Sie die wirklich brave Frau nicht vergeblich erscheinen, sondern senden Sie mir 50 M. Vorschuß. Ist es Ihnen zu viel, mir nicht.

* *
*

Hochebene von Pamir, 5. September 1892.

W. Schon seit mehreren Wochen herrscht hier eine große Aufregung mehr als selbst der Emir von Afghanistan, und das will doch etwas heißen, denn dieser Emir ist ein Herrscher alten Stils, ein Mann, der schon herrscht, wenn andere ehrliche Leute noch schlafen, und dann den ganzen lieben langen Tag seine Herrschaft ausübt, bis ihm vor Anstrengung die Augen zufallen. Die Aufregung ist, wie erwähnt, eine enorme. Afghanen, Engländer und Chinesen erinnern sich nicht, jemals etwas Merkwürdigeres erlebt zu haben, indem sie die Hände vergeblich nach Fassung ringen.

Da diese Hochebene „das Dach der Welt" genannt wird, so kann man wohl sagen, daß hier der Emir als der Greis sitzt, der sich nicht zu helfen weiß. Aus welchem Grund aber diese Hochebene im Volksmunde das Dach der Welt heißt, das kann ich nicht sagen, jedenfalls ist der Zar der erste Stock der Welt, und nun wird gefürchtet, derselbe wolle sich auf Afghanistan niederfallen lassen, nnd dann bliebe für die Andern nichts übrig. Thatsächlich ist die Aufregung eine geradezu panische.

Aber ich halte den ganzen Lärm für einen sehr unglücklichen, denn es ist ein blinder. Die Russen denken garnicht daran, Afghanistan zu erobern, sondern sind nur zu wissenschaftlichen Forschungen erschienen. Als sie dies dem englischen Ministerium anzeigten, lag es ihnen durchaus fern, der Lüge die Ehre zu geben. Die Russen sind nicht mehr die Barbaren, welche in

der Katze mit den neun Schwänzen die Eule der Minerva erblicken und dazu Talglichte in Wutki genießen. Sie sind Forscher geworden. Jetzt kommen sie nach Afghanistan nicht, um Politik, sondern um Wissenschaften zu treiben. Es sind höchstens 6000 Gelehrte in Uniform, und zwar 2000 Geologen und 2000 Mathematiker zu Fuß und etwa 2000 berittene Botaniker und Chemiker. Außerdem haben sie einige Batterien zehn- und zwanzigpfündige Fernrohre mitgebracht. Das ist Alles.

Es sind also nur weiße Punkte am Horizont sichtbar, und weder die Engländer, noch die Chinesen können in diesem Casus auch nur den Schatten eines Belli erblicken. Wenn sie die Russen nicht in ihren Studien stören, so ist ein Zwie- oder gar ein Driespalt unter den genannten Völkern nicht zu befürchten. Sie werden wohl auch bald dem Schilde ansehen, daß Rußland nichts Böses in demselben führt, sondern daß seine Absicht rein wie ein neugeborener Schnee ist, und dann wird von dem Sturm, der sich erhoben hat, nichts übrig bleiben als ein Glas Wasser.

Ich werde mich sehr freuen, Rußland auf dem Wege zu sehen, etwas Ordentliches zu lernen. Denn vom Meuchelmord und dergleichen Diplomatie kann ein Staat auf die Dauer doch nicht existiren.

Nach den Columbusfesten.

Genua, Hôtel Eihof, den 18. September 1892.

W. Ich will die Köpfe meiner geschätzten Leser nicht mit Untersuchungen über die Frage zerbrechen, ob Columbus Colombo oder Colon hieß und ob seine Wiege in Genua oder anderswo das Licht der Welt erblickt hat, der Welt also, die damals noch, vor mehr als 400 Jahren, nur aus einer halben Kugel bestand. So viel nur hat Peschel festgestellt, daß der Entdecker von Amerika im Jahre 1456 von der Frau Susanna Colombo, geborenen Fontanarossa, ihrem Gatten, einem Tuchweber, geschenkt worden ist. Man kann sich die Freude dieser armen Leute denken, als sie über Nacht die Eltern eines unsterblichen Mannes geworden waren. Die ganze Welt hatte sich zu dem Fest vereinigt, indem sie ihre Flotten in den Hafen von Genua sandte, und so gestaltete sich der Tag zu einem der flottesten, die Italien seit seiner Einigung erlebt hat.

Genua war mir fremd geblieben, ich kannte es nur aus der unsterblichen Verschwörung Schillers, die bekanntlich mit dem Mantel endete, dem Verrina den Fiesko, der diesen Mantel trug, in denselben Hafen nachstürzte, in welchem am Columbustage die Schiffe aller Nationen buntbewimpelt lagen.

Genua war kaum zu erkennen. Alle Völker der Erde hatten sich hier ein Rendezvous gegeben. Man stieß auf alle Zungen, man sah alle Costüme und Hautfarben, man glaubte auf einem Maskenball unter Larven als einzig fühlende Brust umherzugehen. Ueberall wurde einem die Hand ohne irgend welchen Grund geschüttelt, einmal wurde ich von einem Genueser, den ich nie gesehen hatte, mit den Worten geküßt: Wir wollen uns versöhnen! und die ältesten Damen, welche sich nicht erinnerten, jemals ein so schönes Fest erlebt zu haben, umarmten junge Männer, die ihnen begegneten, indem sie ausriefen: „Wenn das unser Columbus erlebt hätte!" Es war eine Verbrüderung und Verschwesterung ohne Gleichen. Als mir am Morgen des Festtages der Kellner das Frühstück brachte, stellte er das bei demselben liegende Ei so fest auf den Tisch, daß es auslief, wobei er den Namen des großen Entdeckers aussprach. So bewegte die unsterbliche That des 15. Jahrhunderts alle Schichten der Genueser Bevölkerung.

Die auf den Wellen vor Genua ankernden Geschwader — nur allein das deutsche Geschwader bestand aus einem einzigen Schiff — schaukelten ein imposantes Bild zusammen. Jeder Mastkorb war in einen Blumenkorb verwandelt, aus welchem Seerosen, Wasserlilien, Meerrettich und andere Gaben Neptuns hervorquollen. Die Schiffe näherten sich einander mit ihren

Schnäbeln, als wollten sie sich den Bruderkuß geben. Die Böte waren in Beete verwandelt. Das Takelwerk bog sich unter der Last der Flaggen. Die Kanonen schienen sich aus ihren breiten Mündungen zu bedanken, daß sie zu diesem Fest geladen waren. Die Matrosen riefen fortwährend Hoch! und da waren sie auch schon oben auf den höchsten Raaen. Kurz, die Geschwader feierten die Columbustage besonders begeistert, und die Besatzungen waren mit vollem Recht ganz aus dem Kajütchen, denn in erster Linie verdankt Amerika doch der Schifffahrt, daß es aus dem Dunkel hervorgezogen ist. Der Gedanke, daß Amerika heute noch verschollen, unbekannt, ja ohne Namen sein könnte, ist geradezu beunruhigend, besonders muß bei demselben dem Yankee der Doodle vergehen. Hierbei werfe ich mir die Frage auf: Welcher Columbus hat Europa entdeckt? Es wäre doch immerhin möglich, daß unser Welttheil trotz seiner großen Cultur noch unentdeckt und namentlich den Amerikanern als Terra völlig incognita daläge. Was dann?

Die Anwesenheit des Königspaares bildete natürlich einen Glanzpunkt des Festes. Alles drehte sich um den König und die Königin wie die Erde. Wo sie sich zeigten, umgab sie eine von donnerndem Jubel erfüllte Luft, die sie mit sichtlicher Leutseligkeit feinathmeten. Man hatte die Empfindung, daß das Volk sich über die Anwesenheit des königlichen Paares mehr freute als darüber, daß 400 Jahre vorher Columbus den Hafen von Genua verlassen hatte, um den ersten Spatenstich in's Meer zur Entdeckung der neuen Welt zu thun.

Sehr amüsant waren die Franzosen. Der Admiral Rieunier, welcher an der Spitze des französischen Geschwaders stand, ein Seemann mit martialischem Bart und kahler Panzerplatte, nahm alle Evvivas für Huldigungen, welche der französischen Republik dargebracht wurden und gegen den Dreibund gerichtet waren. Ebenso alle anderen Franzosen. Zu einem derselben sagte ich bei irgend einer Gelegenheit: „Was fällt (tomber) Ihnen denn eigentlich ein? Wollen Sie sich und uns weißmachen (faire blanc), daß die Italiener nach Ihrer Pfeife tanzen wollen, (veulent danser après votre pipe,) um den Dreibund den Rücken zu kehren? (balayer le dos.) Da sind Sie schief gewickelt (roulé oblique.)" Der Franzose that, als verstehe er mich nicht, legte grüßend den Zeigefinger der rechten Hand an meine Stirn und ging lächelnd davon. So sind alle Franzosen. Wenn man ihnen die Wahrheit sagt, dann sind sie schwer- oder überhaupt nicht hörig.

Nein, die Italiener denken nicht daran, mit den Franzosen zu liebäugeln, wenn es ihnen auch nicht einfällt, mit ihnen zu haßäugeln, und sie werden es ihnen kurz und dreibündig beweisen, daß ihnen die Allianz mit Deutschland und Oesterreich lieber ist als die Verbindung mit einem Lande, dessen Wetter so wendisch ist wie das des April. Und wenn die Franzosen eines mehr oder minder schönen Tages den Italienern weniger als drei Schritte vom Leibe bleiben und offen mit ihrem Liebeswerben hervortreten, dann werden die Italiener ihnen die Worte ihres höllischen Dichterfürsten entgegenrufen: Lasset Eure Sperenzien draußen!

Diese Lehre habe ich aus den Tagen des Columbusfestes gezogen. Es ist auch von diesem Standpunkt betrachtet gut, daß Amerika nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus unentdeckt geblieben ist.

Der Distanzritt.

Betrachtungen zu Fuß.

W. Wenn ich nach reiflichem Sträuben das Wort und die Feder über den Distanzritt ergreife, auf welchen die Augen der ganzen Welt gerichtet waren, so thue ich dies, indem ich nichts von Pferden verstehe und auch nur einen kurzen Theil meines Lebens im Sattel zugebracht habe. Lasse ich dennoch dieses Thema nicht unbemächtigt vorüber, so berufe ich mich auf die Dichter aller Zeiten, welche, obwohl nicht der Cavallerie angehörend, sich viel mit Reitern und Pferden beschäftigt haben: Shakespeare legt seinem dritten Richard dreimal ein Pferd (sprich: a horse) in den Mund, im Goethe brausen Faust und Mephistopheles auf schwarzen Pferden daher, Schillers Wallenstein sieht Roß und Reiter nicht wieder, Bürger jagt seine Lenore und deren Verlobten auf zweischläfrigem Pferde in das schauerliche Brautbett, und Heine läßt die blauen Husaren zum Thore hinausreiten.

Ja, die ganze Dichtkunst wird durch den geflügelten Pegasus, also durch ein Pferd, verkörpert, welches wohl das geplagteste Thier auf Gottes Erdboden ist, da ihm meist solche Poeten in die Saiten greifen, welche es häufiger mal- als konträtiren und jedenfalls etwas anderes verdienen als die Sporen.

Mit einem Wort: Immer galt das Pferd als ein edles Thier.

Es werden ja auch andere Thiere und Dinge zum Reiten benutzt. Ich erinnere nur an den Löwenritt. Die Menschen reiten Kameele, Mundesel, Wechsel, Elephanten und Principien, und Hexen reiten auf Besen und Heugabeln, Faust und Mephisto gar auf einem Faß. Aber das Pferd ist und bleibt das geborene Roß, und es ist die Pflicht des Reiters, es zu schonen und ihm nichts zuzumuthen, wodurch es auf den Hund oder auf ein anderes Hausthier kommen kann.

Gewiß war es ein schöner Gedanke, die beiden Kaiserstädte des Dreibundes einander näher zu bringen. Aber das ist ja durch das Dampfroß schon geschehen, und für Denjenigen, dem dieses die beiden Städte nicht eng genug zusammenschnaubt, ist der Telegraph da, mit dessen Drähten sie sich auf das Innigste umkabeln. Werden eines Tages die beiden Städte noch durch Telephon verbunden, dann werden sie sich derartig auf den Leib gerückt sein, daß man sie die siamesischen Städte nennen wird.

Ich möchte hier noch auf das Vilocipferd, im Dreiradmund Stahlroß genannt, hinweisen, welches ich das Strampelthier nennen möchte. Auch dieses Vehikel kann den Weg zwischen Berlin und Wien abkürzen, wenn Jemand Lust hat, seine Beine auf dem Altar der Verschwesterung der Städte zu opfern. Und

dann bleibt uns ja noch der Luftballon, wenn seine Lenkbarkeit auch noch nicht in nächster spe erfunden werden wird. Aber der menschliche Geist wird nicht immer bloß denken, sondern auch lenken, und eines schönen Tages wird unter den gelehrten Technikern ein Miquel erstehen, welcher ein Steuern auch des Luftballons fertig bringt. Und sofort werden wir an Bord des Luftschiffs gehen, in Äther stechen und nach einigen Stunden in Wien vor Anker fliegen.

Auf die Gefahr hin also, daß die Männer des Sports das Füllhorn ihrer Ungnade über mich ausschütten, meine ich, daß die Distanz ohne Nutzen geritten worden ist. Graf Starhemberg hat zwar bewiesen, daß er Berlin in 71 Stunden 26 Minuten 9 Sekunden, und Freiherr von Reitzenstein, daß er Wien in 73 Stunden 6 Minuten 55 Sekunden erreichen kann, aber das mache ich bedeutend schneller, wenn ich als Distanzpassagier den Schienenstrang besteige und nun im schnellsten Sitzen, gewissermaßen im sausenden Coupé, als brennte mir die Cigarre auf den Nägeln, nach Wien und wieder zurück dampfe. Schließlich pfeift doch die Lokomotive auf das schnellste Pferd. Fehlt es ihr nur nicht an frischem Wasser, so schlägt sie auch das arabische Pferd um stundenlange Nasen. Ich gebe ja zu, daß die österreichischen Pferde sehr viel aushalten können, aber den Vergleich mit einer Lokomotive ganz gewiß nicht.

Und wie haben diese armen Thiere gelitten! Dieses lange ruhelose Laufen kann wohl ein Wechsel oder eine Uhr aushalten, aber kein lebendes Wesen. Man sah es ihnen bei ihrem Eintreffen an, daß ihnen die Reiter mehr die Sporen als irgend

ein anderes regelmäßiges Futter gegeben hatten. Einige standen, als sie ankamen, mit drei Beinen im Grabe, andere waren auf die Zumutung, drei und mehr Tage zu laufen, nicht eingegangen und gingen dennoch darauf ein, indem sie unterwegs liegen blieben und ihren letzten Seufzer wieherten. Manche hatten kaum noch die Kraft, alle Viere, wenn sie solche überhaupt noch hatten, von sich zu strecken, und segneten noch die zeitliche Kugel, mit welcher ihnen der Reiter das Lebenslicht ausschoß. Kurz, den Pferden ist es schlecht ergangen. Aber auch mehreren Reitern fehlt das blaue Auge, mit welchem Andere davongekommen sind. Nicht jede Rippe hat ungebrochen, nicht jeder Fuß unverstaucht den Einzug in die beiden Kaiserstädte gehalten, und in manchem Reiter hat die Anstrengung den Grundstein zu einer Krankheit gelegt.

Aber man glaube nicht, daß ich in den Distanzritten nur den Grund und Boden erblicke, in welche die Menschen und Pferde geritten sind, oder nur Verschiedenes, das bei solchem Sport aufhört. O nein! Ich freue mich, daß die Armeen der beiden großen Nationen sich kameradschaftlich genähert und sich die Hände gereicht haben. Ich gebe ja zu, daß hierzu nicht so viel geritten zu werden brauchte, sondern daß Völker sich bedeutend rascher verbrüdern können. Aber man wollte sich nun einmal beritten und mit der Peitsche in der Hand verbrüdern, und nun, da es geschehen ist, wollen wir uns aufrichtig freuen. Möge diese Verbrüderung länger dauern, als der längste Distanzritt gedauert hat!

Jedenfalls wird der deutsch-österreichische Distanzritt nicht

vereinzelt bleiben. Andere Völker werden sich gleichfalls einander näher reiten wollen. Wer weiß, ob nicht bald zwischen Paris und St. Petersburg eine innige Freundschaft zusammengeritten wird! Oder gar zwischen Berlin und Paris! Das wäre freilich des Schweißes der Edlen (auch der Menschen) werth!

Friedenshymne.

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe,
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und dann verschlingt er die sämmtliche Habe,
Die wir hersteuern mit Ach und mit Krach.
Alle die halben Millionen und ganzen
Steckt in den Mund er wie eitel Biscuit,
Aber so voll er sich fülle den Ranzen,
Immer noch hat er gewalt'gen App'tit.

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe,
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Aber, wie oft ich beobachtet habe,
Während er lagert, wird häufig er schwach.
Was ihm dann fehlt, das ist leicht zu errathen,
Und was zur Stärkung rasch nöthig ihm thut:
Giebt man ihm ein'ge zehntausend Soldaten,
Geht's eine Weile ihm wieder ganz gut.

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe,
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Oft aber wankt wie der Greis er am Stabe,
Als ob nicht länger mehr ruhen er mag.
Stracks kommen dann aus dem Westen und Osten
Sämmtliche Herrscher und sorgen vereint,
Daß er nach schrecklichen Mühen und Kosten
Wieder ein wenig befestigt erscheint.

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe,
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Aber ist alles nicht still wie im Grabe,
Wird er nervös und nervöser hernach.
Rührt sich ein Nachbar, der lange geschwiegen,
Ist's ihm, als hab' er's gewittern gehört,
Gleich ist's vorbei mit dem ruhigen Liegen,
Und er erklärt sich für furchtbar gestört.

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe,
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Doch wenn ich mal an dem Anblick mich labe,
Denk' ich auch gleich über's Mehrfordern nach,
Und dann hinschauend genauer als üblich,
Find' ich, — und traurig beend' ich mein Lied, —
Daß dieser Knab' weder schön mehr, noch lieblich,
Sondern dem Kriege stets ähnlicher sieht!

Die Landwehr.

Eine Abwehr.

W. Wohl habe ich viel erlebt. Ich will damit nicht etwa sagen, daß ich ein mit allen Hunden gewiegter oder gewaschener Mensch bin, auch nicht, daß mir wie Fatinitza der Ruf von dem vorangeht, was ich alles mitgemacht habe, aber es giebt doch wenig Wind, den ich mir nicht habe um die Nase wehen lassen. Und so kann ich mit Büchmann sagen: Sub sole nil admirari. Daher habe ich wohl dann und wann dem Akiba die Worte „Alles schon dagewesen“ aus der Seele gesprochen. Mit Unrecht. Es giebt Dinge, welche noch nicht dagewesen sind. Man braucht nur die Wirthin nach dem Geldbriefträger zu fragen, und sie wird in den meisten Fällen antworten, er sei noch nicht dagewesen. Zu diesen Dingen gehört auch das folgende:

Auf allen Schlachtfeldern wurde unsere Landwehr angegriffen. Das war wahrlich kein Spaß, und den versteht sie

auch nicht. Im heldenmüthigen Kampf wußte sie zu siegen, und wenn sie gegen den Feind anstürmte, gab sie seltener Pardon, als sie den Kolben nahm, weil derselbe bäter fluschte. So begegnete sie den Angriffen, und sie schlug den Feind, daß er taub und blind die wildeste Flucht ergriff, weil ihm Hören und Sehen vergingen. Die Landwehr nahm es dann nicht weiter wohl oder übel, sie sagte sich und Jedem, der es wissen wollte: „Du befindest Dich im Lande des Feindes, das ist ihm nicht angenehm, das geht ihm gegen den Strich, den er eigentlich Dir durch die Rechnung machen wollte, und er greift Dich an. Das ist sein Recht. Er schießt Dir das Fersengeld vor, das Du geben, er entfaltet das Hasenpanier, das Du ergreifen, er zeigt Dir das Kehrt, daß Du machen sollst."

Wann aber wäre es dagewesen, daß die Landwehr in ihrem eigenen Lande mitten im Frieden, wo er am tiefsten ist, angegriffen wurde? Nun, das ist geschehen in Berlin von dem Militär-Wochenblatt!

Ich brauche wohl nicht zu sagen, aus welchem kühlen Grunde dies Mühlenrad dem Verfasser im Kopfe herumgeht. Es ist die Militärvorlage, für welche man einen Sündenbock, oder, da die Landwehr merkwürdiger Weise weiblichen Geschlechts ist, richtiger eine Sündenziege gebraucht, indem das Militär-Wochenblatt glaubt, daß, wenn der Landwehr etwas an der Uniform geflickt und sie in den Augen und Ohren des Volks herabgesetzt wird, die verlangte Vermehrung der Armee glatt, wie ein Aal durch die Milch, durch den Reichstag bewilligt werden wird. Da gleicht aber das Militär-Wochenblatt einem schiefgewickelten

Kinde. Der Reichstag wird sich nicht auf den schmutzigen Handel einlassen, dazu ist er doch ein zu großer Reinigel, er wird es im Gegentheil sehr tadeln, daß das Militär-Wochenblatt seinen bösen Leumund nicht gehalten hat, wird sich der geschmähten Heldenschaar annehmen und keinen der auf sie geworfenen Flecken auf dem andern lassen.

Und nun sehen wir uns die Steine, welche das Militär-Wochenblatt auf die brave Landwehr wirft, doch einmal näher an. Einer dieser Steine lautet: „Aeltere Mannschaften eignen sich nun einmal nicht so zum Kriegsdienst wie junge Liniensoldaten. Der verheirathete Landwehrmann denkt an seine Frau . . ."

Da sehen wir also das punctum saliens vor uns herumspringen wie einen der vielen vom Militär-Wochenblatt geschossenen Böcke. Denn gerade der Verheirathete wird ein besserer Soldat sein, als der nur mit einem Freiersfuß in der Ehe stehende Bräutigam oder der von keinem der beiden Ringe ereilte Junggeselle. Es ist gerade die Ehe, welche kriegstüchtig macht. Man spricht von einem ehelichen Krieg, — aber hat man jemals von einem junggeselligen Krieg gesprochen? Ein auch nur halbwegs Verheiratheter, der den Pantoffel noch nicht vollständig unter die Füße bekommen, sondern noch wie die meisten Ehemänner seiner Bot- (sagen wir) unmäßigkeit unterworfen ist, ist an Disciplin gewöhnt, wird beim Leisten des Gehorsams wie ein richtiger Schuster bleiben und bei jedem Kommando das Ohr wie der Zeichner seinen Bleistift spitzen. In dem Junggesellen hat der Storch den Soldaten noch nicht

gebracht, aber der Ehemann ist der geborene Soldat, auf Strapazen, Kriegslärm, Gehorchen, Opfer, Entsagung vorbereitet. Feldwebel wird nicht umsonst — verzeihen Sie das harte Wort! — von Feldwaibel abgeleitet, und die Ehe kann man als eine aus zwei Personen bestehende Kompagnie betrachten, in welcher die Frau das Regiment hat. Und nun soll der verheirathete Landwehrmann sich nicht so zum Kriegsdienst eignen wie ein junger Liniensoldat? Besser, das sage ich dem Militär-Wochenblatt, dessen Mund sich so ungehalten geäußert hat. Es wird lange dauern, bis das böse Blut, welches seine Artikel gemacht haben, sich in dem Sande, welches er den Lesern in die Augen zu streuen versuchte, verlaufen haben wird.

Eine Entschuldigung habe ich für ihn zu finden gesucht, und ich will sie gelten lassen: Der Landwehrwolf des Militär-Wochenblatts ist ohne Zweifel unverheirathet. Noch nicht von einem der rauch- und ruchlosen Geschosse des reizenden Gottes Amor getroffen, noch meilenweit jedem Standesbeamten fern, wie ein neues Buch noch ungebunden, ein Einsamer unter Zweisamern, kennt er die Macht noch nicht, welche die Ehe auf den Mann ausübt. Aber eines Tages wird auch er sich dem Heere der Heirathfahrer anschließen, dann wird er an die Brust der Landwehrgegner schlagen und ausrufen: „Weh dem Tag, in den hinein ich geschrieben habe!“ Bis dahin schlage er Schillers Gedichte auf. Das erste Gedicht ist Hektors Abschied. Hektor war ein Landwehrmann, dessen Heldenthum doch keine Spalte des Militär-Wochenblatts verschlingen wird. Und Hektor war ungemein verheirathet. Aber obschon ihn seine Andromache

zurückzuhalten sucht, ihm seine im Speerewerfen noch unbeholfenen Kinder vorwirft, ihn an sein Eisen erinnert, welches irgendwo müßig in der Halle liegt, und ihm ihre Furcht schildert, er könne seine Liebe verlethen, reißt er sich doch los und zieht in die Feldschlacht. Wer weiß, ob er als Unverheiratheter nicht vorgezogen hätte, Achill einen guten Mann sein, anstatt seinen Leichnam von demselben schleifen zu lassen!

Und solcher Beispiele könnte ich noch viele für die verheiratheten Landwehrmänner anführen.

Die Emser Depesche.

W. Seit dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges ruhte die Emser Depesche auf den Lorbeeren des Fürsten Bismarck im Archiv des deutschen Reiches ungestört. Selbst der wackere Homer schlummerte zuweilen nicht süßer, der Schlaf des Gerechten war nicht ruhiger, und wohlgehütet war das Lager, auf welchem sie den langen Schlaf that. Da wurde sie aufgerüttelt.

Man nennt den Fürsten Bismarck den Einsiedler von Friedrichsruh. Mit Unrecht. Einen Einsiedler hat man sich als einen Mann vorzustellen, der sich von der Welt zurückgezogen hat und keinen Glockenzug besitzt. Einsiedler, Anachoreten oder Eremiten — die letztere Bezeichnung paßt allerdings sehr wenig, da Eremiten nie daran dachten, Miethen zu bezahlen — sind Männer, welche der Menschheit den Rücken kehrten, den sie obenein zuweilen blutig geißelten, und so kümmerlich lebten, daß sie sich nur selten in Heuschrecken satt aßen und ihnen oft das Salz auf dem wilden Honig fehlte. So existirten sie in einsamen oder wüsten Gegenden,

wohin kaum ein Mensch einen Fuß setzte und wo ihnen also auch Niemand ein Bein stellte. Schon aus diesem Grunde sollte man den Fürsten Bismarck nicht einen Einsiedler von Friedrichsruh nennen. Im Gegentheil. Sein Glockenzug ist selten ungezogen, und von allen Richtungen der Windrose, die für den einstigen Kanzler nur Dornen zu haben scheint, strömen die Menschen herbei, um den großen Staatsmann von Angesicht zu Brust, denn anders ist dies ja bei dessen Größe kaum möglich, zu sehen. Nie kann er unter zwei Augen sein.

Die Schlimmsten, die Friedrichsruh heimbesuchen, sind diejenigen Journalisten, die den Altkanzler zu einigen Artikeln brauchen, die sogenannten Interviewer. Viele Blätter sehen in ihm einen Stoff, welcher sich gut verwerthen läßt, indem er die Leser interessirt. Sie senden also irgend einen ihrer Leute nach Friedrichsruh, der aus- und einzuforschen versteht, auch im Fall nicht vor der Thür zurückschreckt, welche ihm gezeigt wird, und sich das Loch, welches der Zimmermann gelassen hat, nicht zu Herzen nimmt. Wird er vorgelassen, so fängt der Staatsmann alsbald an, ihm unter dem subrosasten oder rothesten Siegel der Verschwiegenheit allerlei zu sagen, was er drucken lassen soll. Der Altkanzler gehört nicht zu jenen ältesten Leuten, die sich nicht erinnern können. Im Gegentheil weiß er viel zu erzählen, und wenn er bei Laune ist, so trägt er das Herz auf der Zunge, welche ja nicht immer der rechte Fleck ist. Da ist ihm keine Leber heilig, er spricht frisch von ihr, da macht er aus seinem Herzen nicht die geringste Mördergrube, da läßt er seiner Zunge nichts als freien Lauf, da nimmt er selbst sein Blatt, die Ham-

burger Nachrichten, nicht vor den Mund. Es ist ganz natürlich und klar wie Zweimalzwei im Einmaleins, daß in diesem Strom von Mittheilungen manchmal Enten auftauchen, bei denen die Goldwage fehlt, auf welche sie gelegt werden können. Manchmal auch wird der berühmte Redner von seinem Gedächtniß in dem Stich gelassen, welchen er einem seiner Gegner versetzen will, dann und wann, aber noch häufiger dann verwechselt er die Thaten und die Daten, hier und da, meist aber da wird er mißverstanden, indem die Ohren der Interviewer doch nicht so lang sind, um dem, was der Altreichskanzler sagt, gewachsen zu sein. Dadurch entsteht manches böse Blut, welches dem Neureichskanzler und seinen Anhängern zu Kopfe steigt, die ersten Politiker entzweit, die dicksten Freunde entvettert und dazu beiträgt, daß den Drachen die Zähne ausgezogen werden, damit sie als Aussaat Verwendung finden. Und in allen Blättern entsteht eine Polemik, so bissig, daß man ihr einen Maulkorb wünschen muß.

Einer der letzten Interviewer, dem das Ohrleihgeschäft zum Altreichskanzler führte, war Hans Blum, und mit mehreren Spalten reich beladen verließ er die vier Wände des vielbesuchten Staatsmannes wieder. Nun eilte er nach Leipzig mit vollen Ohren, die er daselbst für die Leipziger Zeitung entleerte. Fürst Bismarck hatte ihm unter vielem anderen erzählt, wie er den Krieg im Jahre 1870 vom Zaun ausgebrochen habe. Er habe die erste Depesche aus Ems so bearbeitet, daß sie, wie der schweigsame Moltke sagte, aus einer Chamade eine Fanfare wurde. Chamade ist in der Kriegssprache die getrommelte

weiße Fahne, welche der Feind hißt, um anzudeuten, es gehe ihm so schlecht, daß er sich übergeben wolle. Ein Chamädchen wäre also ein Mädchen, welches entschlossen ist, seinen Widerstand aufzugeben und den Korb zu strecken. Chamade schlagen heißt, der Feind wolle sich nur noch seitwärts in die Büsche schlagen. Fanfare dagegen ist das Trompetensignal für die Kavallerie, kurz nach dem Signal „Galopp" und nach dem Kommando Marsch-Marsch! in den Feind, oder überhaupt den Feind hineinzureiten. Bismarck wollte also durch sein Fanverfaren die erste Depesche so umgewandelt haben, daß die Franzosen den König und Deutschland de- und wehmütigen wollten und wir also gezwungen seien, zum Schwert zu greifen. Dann hätte demnach Bismarck aus dem halbreifen Erisapfel eine Bombe gemacht, welche Deutschland einig platzte.

Nun hat entweder Blum vorbeigehört, oder der jute Bismarck, ich meine: der interviewte Bismarck hat vorbeigeplaudert, wenn er in 21 Jahren nicht manches vergessen hat, was ja dem unvergeßlichsten Menschen passiren kann. Denn der Neureichskanzler hat in der Sitzung des Reichstages erklärt, daß Bismarck die Depesche nicht gefälscht habe. Dazu legte er die Originaldepesche vor, und damit war klar bewiesen: der Zaun, von welchem der Krieg gebrochen wurde, war allein auf Seiten Frankreichs, die Haare, bei denen der Krieg herbeigezogen ist, waren französische, — Deutschland war provozirt!

Q. E. D., oder, um mich kurz auszudrücken: Was zu beweisen war. Graf von Caprivi hat die Situation geklippt und geklärt: Frankreich hat den Krieg gewollt.

Ich kann diesen Artikel nicht schließen, ohne eine Bitte an den Fürsten Bismarck zu richten. Wir haben einmal wieder gesehen, was daraus entsteht, wenn der Altreichskanzler fortfährt, müßige Schwatzohren zu empfangen und ihnen das Notizbuch vollzuplaudern, anstatt ihnen endlich den Stuhl auf den Bahnhof zu setzen. Es ist Zeit, daß er diesen Interviewern den Rest giebt, welcher bekanntlich Schweigen ist, und sich wirklich ein wenig einsiedelt, indem er sich, seiner Familie und der Ruhe lebt. Erfüllt er meine Bitte nicht, so sehe ich die Brüche, in welche seine Popularität gehen wird. Und das, mein Fürst, wäre — verzeihen Sie das harte Wort, — sehr zu bedauern.

Die Waffenlieferungen an das Ausland.

Herrn Wippchen in Bernau.

Das Weinachtsfest ist vorüber, und so hoffen wir, recht bald wieder von Ihnen einen Bericht, einerlei worüber, zu erhalten. Sie haben eine unverantwortlich lange Pause eintreten lassen. Von allen Seiten kommen Anfragen, weshalb Sie sich in Schweigen hüllen. Auf alle antworten wir mit der Bitte um Geduld und mit dem Hinweis auf den überall herrschenden Frieden. Natürlich hält man den letzteren nicht für einen hinreichenden Grund, da man weiß, daß sich Ihre Phantasie nicht vor dem zufälligen Frieden zu beugen pflegt. Das ist ja auch, wie

Sie zugeben müssen, vollkommen richtig. Daher theilen wir Ihnen mit, daß wir mit Bestimmtheit einen Bericht aus Ihrer werthen Feder erwarten.

Ergebenst

Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 30. December 1892.

Wie Sie wissen, ist mir die Bärenhaut, auf der ich vermeintlich liege, nicht angeboren, und dennoch scheinen sie mich für einen Faulpelz zu halten, der ich ein eingefleischter Fleißigpelz bin und den Schooß niemals mit meinen Händen fülle. Ich bin weder ein Tagedieb, noch ein Stundeneinbrecher, sondern ein ehrlicher Mann, der nicht müßiggeht oder läuft, aber sich am Morgen jedes diem ein carpe zuruft. Nichtsdestoweniger lasse ich meine Feder — verzeihen sie das harte Wort! — Feder sein, wenn ihr der ergiebige Stoff fehlt. Weit und breit ruht der Mars. Der letzte Erisapfel ist in Dahomeh zur Erde gefallen und von den Franzosen mit Stumpf und Stiel verzehrt. Die Städte sind in Asche gelegt, die Ureinwohner trauern in derselben, und die Armee beiderlei Geschlechts ist nach allen Richtungen der Windrose verduftet. Da hat der Kriegsberichterstatter nichts zu thun, als ruhig abzuwarten, bis wieder an einem andern Punkt der

Erde ein Volk den rothen Hahn auf das europäische Gleichgewicht setzt.

Dazu aber ist keine Aussicht vorhanden. Ueberall ist ein dauernder Frieden ausgebrochen. Wohl zeigt eine Nation der anderen die Zähne, aber doch nur, um zu überzeugen, daß sie bis an dieselben in Waffen starrt. In der That denkt keine Großmacht daran, eine Streitaxt auszugraben, und es hat auch keine ein Bockshorn, in welches sich eine andere jagen ließe, und was die Hauptsache ist, alle europäischen Reiche sind im Gegentheil arm, und sämmtliche Staatsschätze sind mit Unglücksgütern gesegnet. Wo aber nichts ist, da haben der Kaiser, der König, der Zar, der Sultan, der Re, die Queen und der Konge ihr Recht verloren, und das macht den Frieden unvermeidlich.

Wollen sie aber einen Artikel haben, so nehmen Sie den einliegenden über die Waffenlieferungen an das Ausland, über eine Frage also, welche jetzt brennt. Und nun erweisen Sie mir auch eine Gefälligkeit: Versuchen Sie noch einmal, mich zu bestechen. Die augenblicklich Frankreich in seinen Grundvesten beschäftigende Panamakrisis macht mich neugierig, ob auch ich der Bestechung zugänglich bin. Also treten Sie mir mit einem Vorschußcheck von 100 Mk. näher. Nehme ich das Geld, so haben Sie mich in Händen.

Damit wünsche ich Ihnen etn vergnügtes hundertstes Geburtsjahr des unvergeßlichen 1793!

*　　*
*

Bernau, Sylverster 1892.

W. Briefe haben seit ihrer Erfindung viel Unheil unter die Menschen gebracht, ich brauche nur an den Uriasbrief, welcher dem Ueberbringer dieses das Leben kostete, an die lettres de cachet, an die blauen Briefe des preußischen Kriegsministeriums und an andere ähnliche zu erinnern, um zu beweisen, daß selbst die kürzesten Briefe ihre zwei Seiten haben. Zwei Sorten Briefe aber sind besonders pandorabüchsig: die Briefe der Liebenden und die der Waffenfabrikanten, denn sie bringen die Schreiber meist in das hinein, woraus sie hervorgingen: in die Tinte.

Ich will hier nur von den Briefen der Fabrikanten sprechen, welche auswärtigen Regierungen ihre Waffen an das Herz legen, das den auswärtigen Regierungen bekanntlich fehlt. Krupp und Löwe — jener in Essen, dieser in Berlin — haben bei Frankreich brieflich angefragt, ob sie ihnen mit Maschinen zur Anfertigung von Flinten und mit Kanonen unter die Armee greifen könnten. Frankreich hat nichts gekauft, wohl aber diese Briefe in das Archiv gelegt, um sie in geeigneten Momenten als Waffen gegen uns zu gebrauchen.

Nun heißt es in unseren Zeitungen, Krupp und Löwe hätten unpatriotisch gehandelt. Das finde ich nicht. Denn Deutschland will doch über Frankreich den Sieg erringen und dann davontragen, also muß Frankreich doch einen Krieg anfangen. Wie soll aber nun Frankreich einen Krieg anfangen, wenn es keine Waffen hat? Ich finde es darum sehr klug, Frankreich Waffen zu liefern, damit es zu ihnen greifen und

von uns in die Flucht, wo sie am wildesten ist, geschlagen werden kann. Bei dieser Gelegenheit fallen uns dann alle unsere Waffen zur Beute.

Man hat mir erwidert: „Das ist unlogisch. Wenn Frankreich mit uns anbinden will, dann soll es sich die nötigen Stricke anderswo anschaffen, z. B. in England." Ich antworte: Das ist doch wieder ganz unpatriotisch. Haben wir nicht eine gute Nase, und sollen wir uns aus derselben eine große Einnahme und die Gelegenheit gehen lassen, eine Menge Arbeiter zu beschäftigen?

Und dann giebt es ein altes Wort, welches lautet: „Wollen si den vis vacem, so bereiten Sie den para bellum!" Nun also: Wir wollen den Frieden in Frankreich, also bereiten wir es zum Kriege!

Schließlich meine ich: Wir haben den Franzosen so viele Schlachten geliefert, und Schlachten sind doch schlimmer als Waffen.

Die kugelfeste Uniform.

Herrn Wippchen in Bernau.

Nach Ihrem letzten Artikel haben Sie zu unserem Leidwesen eine große Pause eintreten lassen, und wie gewöhnlich herrscht darüber in unserm Leserkreis eine große Unzufriedenheit, welche sich in zahlreichen Zuschriften kundgiebt. Wenn wir auch augenblicklich kein kriegerisches Ereigniß zu bezeichnen wissen, dem Sie Ihre Aufmerksamkeit zuwenden könnten, — Dahomey scheint Ihnen nicht mehr zu behagen, — so wäre doch die Erfindung des Schneidermeisters Dowe, der kugelfeste Soldatenpanzer, ein Gegenstand, der Sie lebhaft interessiren

müßte, und auf diesen machen wir Sie deshalb hiermit aufmerksam. Es wäre für das Publikum gewiß von Interesse, Ihre Meinung über dieselbe zu vernehmen.

Dem betreffenden Artikel entgegensehend, grüßen wir Sie ergebenst

Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 9. April 1893.

Die seit einiger Zeit von den Blättern aller Parteien angezogene Uniform, welche die Eigenschaft haben soll, im dichtesten Kugelregen trocken zu bleiben, gehört eigentlich nicht vor meine Schranken. Ich bin nicht Friedens-, sondern Kriegskorrespondent, das scheint Ihnen aus Ihrem Gedächtniß in den Lethe gefallen zu sein. Irgend eine Uniform, welche keine Kugel zu durchdringen vermag, würde natürlich dem Kriegshandwerk den goldenen Boden unter den Füßen fortziehen, und damit könnte sich denn auch der Kriegsberichterstatter nach dem Nagel ümsehen, an den er sich und dann seinen Beruf hängen kann. Wenn die Kriegsfurie sich in eine Friedensfurie verwandelt, wenn die eisernen Würfel das Fallen aufgeben, wenn in die Kriegsdrommete nur noch Friedenshymnen gestoßen werden, kurz, wenn

sich die Völker in den Armen anstatt in den Haaren liegen, wenn sie aufhören müssen, mit einander anzufangen, dann sind die Kriege so lange zu Wasser gegangen, bis sie brachen. Und das wäre unausbleiblich, wenn die Großmächte ihre Soldaten kugelfest einkleiden. Es fehlt dann nur noch, daß sie sie auch lanzen- und säbelsicher machen, und wir haben einen Frieden, wie er ewiger garnicht gedächt werden kann. Also ist die, wenn auch nicht an maßgebender, so doch, weil von einem Schneider, an maßnehmender Stelle erdachte schußsichere Uniform kein Gegenstand für einen Kriegsberichterstatter, welcher doch unmöglich für eine Garderobe in's Zeug gehen kann, durch welche der Soldat aus einem vierten das fünfte Rad am Staatswagen wird. Dieser Dowepanzer· würde mich brod- und bratenlos machen, und da mir selbst Dowe aus dem Hungertuch, an dem ich dann nagen müßte, keinen Winterpaletot herstellen könnte, so würde ich auch frieren. Sie können sich also leicht denken, daß ich mich für diese Erfindung — verzeihen Sie das harte Wort! — nicht erwärmen kann.

Trotzdem will ich Ihren Wunsch erfüllen und mich des Gegenstandes bemächtigen, weil ich doch etwas Neues über denselben zu sagen habe. Freilich nichts über die Schußfestigkeit. Eine solche giebt es seit der Erfindung des Pulvers nicht. Nichts kann uns vor Schuß und Hieb schützen, und weil wir gerade von Vorschuß reden, so ersuche ich Sie um einen solchen von 60 M. Ich brauche leider nicht mehr.

* *
*

Mannheim, den 10. April 1893.

W. Die Schneider haben nicht nur seit grauen, sondern schon seit weißen Zeiten eine große Rolle in der Geschichte gespielt. So war z. B. Derfflinger, der berühmte Reitergeneral und Hauptbegründer der preußischen Militärmacht unter dem Großen Kurfürsten, kein Schneider. Aber alle großen Chirurgen waren und sind unbedingt Schneider, und die Zahl der namhaften Holz-, Stein-, Haar-, Auf-, Gesichter- und Beutelschneider ist Legion. Auch der von Meyerbeer in Musik und von dem Bischof von Münster in einen eisernen Käfig gesetzte Johann von Leiden war Schneider. Ich war also weder sprachlos noch besonders gesprächig, als ich hörte, ein hiesiger Schneider habe eine Erfindung gemacht, durch welche der alte Heidengott Mars gewissermaßen in sein Gegentheil verwandelt wurde. Dowe ist der Name dieses Kriegsstörers. Wie eine Kirchenmaus hatte er keine Hand, um von ihr in den Mund zu leben, und vergeblich rief er seinem Magen wie Faust dem Pudel: „Knurre nicht!" zu. Als er endlich nahe daran war, dem besten Koch zu erliegen, kam er auf die Idee, eine Erfindung zu machen, die ihn von dem Hund befreien sollte, auf den er gekommen war. Er dachte über ein Zeug nach, an dem nichts geflickt werden konnte. Er wollte Hosen anfertigen, in welchen bequem durchzugehen sei. Er machte sich an die Herstellung eines Schlafrockes, der auch als Frack getragen werden könne. Aber alles das befriedigte seinen Ehrgeiz nicht, und so erfand er denn eines Morgens den Panzer, von dem jede Kugel gewissermaßen mit langer oder besser plattgedrückter Nase abziehen muß.

Diese Erfindung fuhr im ersten Augenblick wie ein Blitz aus heiterer Maschine nieder. Dowe war die Ziege des Tages. Alles stürzte in seine Werkstatt, um das Garaus zu bewundern, welches ein simpler Schneider dem Kriege gemacht hatte. Jeder in Mannheim eintreffende Zug dampfte Unternehmer heran, welche das Panzergeheimniß mit Kassenscheinen, also nicht etwa bloß mit Gold, aufwiegen wollten. Kein Krieg mehr! jubelten die Mütter, die einen oder mehrere Soldaten unter dem Herzen getragen hatten.

Wenn wir aber Dowe's Panzer wie eine Medaille von der Kehrseite betrachten, so hat diese Erfindung doch eine Achillesferse, vor der wir unsere Augen nicht verschließen dürfen.

Nehmen wir an, alle Armeen werden mit diesem Panzer bekleidet. Was wird die Folge sein? Es wird dann in den Kriegen nicht mehr geschossen, sondern die Schlachtlinien rücken gegen einander los, um, Mann gegen Mann, mit einander zu raufen, bis der Soldat seinem Feind den Panzer vom Leibe gerissen und den Mann getödtet oder verwundet hat. Hierzu braucht der Soldat eine Schuß- und Hiebwaffe. Hieraus folgt, daß die Ausrüstung der Armeen um die Panzerkosten vertheuert wird, wodurch der Militäretat sich wiederum so erhöht, daß die allgemeine Unzufriedenheit ihm im Wachsen kaum zu folgen vermag.

So gleicht der kugelsichere Panzer jedem Ding: er hat seine zwei Seiten.

Die Militärvorlage.

Berlin, den 20. April 1893.

W. Seit Monden (um nicht zu sagen: seit Sonnen) beschäftigt sich das deutsche Volk mit nichts anderem als mit der Militärvorlage. Sie ist Tages- und Nachtgespräch, und man begegnet kaum einem Hals, aus dem sie einem nicht heraushinge. Im Vergleich mit ihr ist der bekannte Hans in allen Gassen nur in ganz wenigen Straßen zu sehen. Man wird umsonst nach einem Rebhuhn suchen, welches so wie die Militärvorlage toujours perdrix wäre.

Es ist dies ein Beweis dafür, daß unter allen Fragen, welche das deutsche Volk interessiren, keine so brennt wie die Militärfrage. Und das ist auch ganz begreiflich. Mit den Waffen hat Deutschland die Einheit erkämpft, mit den Waffen muß es sie beschützen, kurz, das einige neue Deutschland muß auch immer einige neue Regimenter haben. Denn es traut seinen Nachbarn nicht, weder den Franzosen, noch dem Koloß auf den

geflügelten thönernen Füßen. So lange diese ihre Kanönchen wie die Kaninchen vermehren, so lange diese bis an die Zähne und darüber bewaffnet sind, so lange ihre Festungen von Waffen förmlich überschäumen, so lange kann auch Deutschland nicht daran denken, die Hände unbewaffnet in den Schooß zu legen, sondern muß im Gegentheil darauf bedacht sein, jeden Augenblick auf einen groben Pelion einen groben Ossa stülpen zu können.

Das Gähnen steckt an, namentlich das Gähnen feindlicher Geschütze. Trieb der Selbsterhaltung, nichts anderes.

* *
*

Natürlich läuft jeder Soldat ins Geld, Pferde sind heufressendes Kapital, und Kanonen kann man nicht aus einer Gießkanne gießen. Das lastet bekanntlich schwer auf dem steuerzahlenden Bürger, der fortwährend neue Opfer bringen soll, ohne zu wissen, woher, sondern nur, wohin. Heerdenweis werden die goldenen Kälber in das Kriegsministerium geführt, um daselbst für den nimmersatten Heeresetat geschlachtet zu werden. Alle Steuern, Zölle, Anleihen und Ueberschüsse sind ebenso viele Tropfen auf den heißen Zahn, in welchem der Wohlstand des Reiches verschwindet, ohne etwas anderes als keine Spur zurückzulassen. Und kaum sieht man eine Haut, aus der nicht irgend ein Staatsbürger fährt.

Ich glaube: mit Unrecht. Ein Volk, welches wie das Deutsche an der Spitze Europas stehen und diese Spitze allen anderen Staaten bieten will und auch thatsächlich bietet, muß

immer auf dem französischen Wer da? (sprich: Qui vive) sein, und das ist nicht billig zu haben. Da kann der Staat nicht der Zuhälter seiner Tasche sein, da hilft kein Knausern, da darf er nicht erst eine Milliarde zehnmal in der Hand herumdrehen, bevor er sie ausgiebt, da muß er fröhlich singen:

Ein Heller und ein Batzen,
Mein waren alle zwei,
Der Heller ward zu Pulver,
Der Batzen ward zu Blei.

Die Russen und Franzosen,
Die rufen Beid': O weh!
Wenn sie von Ferne sehen
Die deutsche Reichsarmee.

Mein' Stiefel sind zerrissen,
Mein Rock, der ist nicht neu,
Doch Gruson, Krupp und Löwe,
Die haben Geld wie Heu.

Und gäb' es keine Paraden,
So lief kein Mensch dahin,
Und gäb's kein Loch im Staatsschatz,
Dann wär' vielleicht was drin.

* *
*

Nun haben die verbündeten Regierungen dem Reichstag eine Vorlage unterbreitet, mit deren Hülfe die Armee immermehr

Xerxes werden soll. Der Reichskanzler forderte die Annahme, indem er auf den höchsten Punkt hinwies, welchen die Kriegsbereitschaft Frankreichs und Rußlands erreicht habe. Er that dies mit einem Doppel-aut, und wenn er auch nicht den Einfall hatte, mit einem solchen, der Seitens unserer Nachbarn in unser Gebiet geplant sei, zu drohen, so ließ er doch durchblicken, daß im Fall eines Krieges dem deutschen Reiche die Stange fehlen würde, um sie den Angreifern zu halten. Trotzdem hat der Reichstag bekanntlich auf die Gefahr hin, sich damit selbst sein letztes Stündlein in's Gesicht zu schlagen, nicht zugegriffen, sondern an die Annahme Bedingungen geknüpft, welche am Tisch des Bundesraths unter denselben fielen.

Ob auf die Dauer? Die Botschaft hör' ich wohl, allein auch den mir innewohnenden Thomas. Auf die eine oder andere Weise wird die Vorlage angenommen werden. Der Reichskanzler wird klein, der Reichstag groß beigeben, oder ein neuer Reichstag sich bereit schlagen und finden lassen, die Forderungen der Regierung zu erfüllen.

Natürlich! Deutschland ist ein Militärstaat, und das Volk hängt so an der Armee, daß es sehr gewagt wäre, es abzuschneiden. Es sieht in der Armee seinen Schutz und die Erhaltung des Errungenen, und mit Stolz blickt der Deutsche auf seine Dienstzeit zurück, so ungern er auch an manche Kommißhandlung zurückdenken mag. Man mache doch eine Probe auf das Exempel, und man wird etwas erleben.

Worin die Probe bestehen soll?

Der Reichskanzler fühle einmal dem Doppeladler auf den

Zahn und bringe eine Militärvorlage ein, durch welche die Armee wie ein ganz einfaches Räthsel aufgelöst, oder auf einen ganz kleinen Truppentheil reduzirt wird. Sofort wird wegen dieser Ab- eine Entrüstung entstehen, und wahrlich nicht bloß in den Kreisen des weiblichen Dienstpersonals, der Küchendragoner und der Enfanteristen, sondern im ganzen Volk, dem Reichskanzler würden die Hölle und der Himmel heiß gemacht werden, und wenn er zehnmal drohen würde, sein Amt niederzulegen und gleichfalls an seinem Lebensabend Altreichskanzler zu werden. Der Reichstag würde so lange mit den Hinterbeinen auf seinem Schein stehen, bis die Regierungen zum Korn greifen, die Flinte hineinwerfen und die Präsensstärke des Heeres zur Futurumstärke machen, genau wie seine Imperfektumstärke gewesen ist.

Ich wette nichts gegen hundert Mark!

Scharfe Patronen.

Man sollte die Schlachtenmaler hoch besteuern. Sie malen immer den Krieg an die Wand.

*   *
*

Die Welt wird immer halber.

*   *
*

Es giebt dramatische Schriftsteller, mit denen ich lieber ein Stück gehen als schreiben möchte.

*   *
*

Die meisten Frauen mögen nicht in die Jahre kommen, aber auch nicht in die Wochen.

*   *
*

Nizza ist ein Epikurort.

*   *
*

Stundengeben ist nicht seliger denn Stundennehmen.

*   *
*

Strauchdieb ist ein dummes Wort. Noch hat kein Mensch einen Strauch gestohlen.

*   *
*

Es giebt Tausendkünstler, aber nicht tausend Künstler.

*   *
*

Wenn sich eine Frau einmal erst einen neuen Hut in den Kopf gesetzt hat, so setzt sie ihn auch bald auf denselben.

*   *
*

Wann wird die Zeit kommen, wo das Commando: „Legt an! Feuer!" als böswillige Verleitung zu dem Verbrechen, Feuer anzulegen, bestraft werden wird?

*   *
*

Etwas bleibt immer hängen, sagte der Verleumder, als sich ein verzweifelnder Verleumdeter aufgehangen hatte.

*   *
*

Der Ritter Toggenburg ist noch lange kein Hannibal, und wäre er noch länger ante portas.

*   *
*

Die alten Nachtwächter wußten wohl, was sie thaten, wenn sie sangen: „Hört, Ihr Herren, und laßt Euch sagen." Sie sangen nicht „Ihr Frauen", weil die sich nichts sagen lassen.

*   *
*

Das Wort Schiller's: „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht" ist recht herbe, aber bei dem Gefreiten trifft es zu.

*　　*
*

Wenn der Druckerjunge auf das Manuscript wartet, dann geht es am fixesten von der Feder. Ich möchte sagen:

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Das auf den Nägeln brennt.

*　　*
*

Die Sommersprosse ist auch ein Gesichtspunkt.

*　　*
*

Wenn die Herren vom Rathhaus kommen, so sind sie klug. Was sind sie dann aber, wenn sie hingehen?

*　　*
*

Am meisten getadelt wird das gelobte Land.

*　　*
*

Wäre der Fisch weiblichen Geschlechts, so würde er nicht stumm sein.

*　　*
*

Ich kenne Schriftsteller, welche ein Buch nach dem andern schreiben, d. h. das andere Buch muß schon ein Anderer geschrieben haben.

*　　*
*

Betrunkenheit ist Weinkrampf.

*　　*
*

Der Staat sagt, anders wie Karl Moor: Ich fühle eine Faust in meiner Armee.

* *
*

Beifall und Tadel liegen eng zusammen. Das Publikum ruft entweder den Autor oder bloß Au!

* *
*

Was leise gesprochen wird, ist häufig nicht lauter.

* *
*

Ein Don Juan hat jedenfalls zu viel Treue genossen. Sonst würde er sie wohl nicht brechen.

* *
*

Dem Reimer ist alles Reim.

* *
*

Einer zänkischen Frau gegenüber hat der Gatte stets das vorletzte Wort.

* *
*

Jedes Volk weiß am besten, wo es der Schuh drückt. Es giebt aber auch Völker, welche Sandalen tragen.

* *
*

Manche wählerische Jungfrau sieht zu spät ein, daß ein Mann kein Manna ist, das vom Himmel fällt.

* *
*

Wie erklärt es der Naturforscher, daß es eine Perlmutter und keinen Perlvater giebt?

*　　*
*

Wo man's packt, sagt Goethe, da ist es interessant. Wo man sich packt, da ist es uninteressant.

*　　*
*

Je größer der Geist, desto seltener wird er geboren.

*　　*
*

Der Mensch soll alles mit Maaß thun. Mir hat es leider der Schneider genommen.

*　　*
*

Schiller sagt, ein jeder Wechsel schrecke den Glücklichen. Vom Wohnungswechsel mag das richtig sein, aber der Ringwechsel ist doch weniger unbeliebt.

*　　*
*

Niemand ist vor seinem Tode glücklich. Nach demselben doch erst recht nicht. Wann also?

*　　*
*

Daß so selten ein wirklich guter Styl gefunden wird, liegt daran, daß der Styl der Mensch ist.

*　　*
*

So lange es Lumpen giebt, wird immer etwas am Zeuge geflickt werden.

*　　*
*

Dem Recht werden oft die schlimmsten Aktenstöße versetzt.

* *
*

Manche Hypochonder lassen sich graue Haare wachsen, weil sie solche kriegen.

* *
*

Nach Virchow's Ueberzeugung ist die Forschung, als sie nach dem Stammvater suchend, auf den Affen kam, auf den Hund gekommen.

* *
*

Boulanger lebte in dem Wahn, die Franzosen würden ihm einen Thron schenken, weil sie ihm kurze Zeit schon den Hof gemacht hatten.

* *
*

Die Rechsanwälte lassen die Prozesse langsam gehen, damit sie fett werden.

* *
*

Ein Drohbrief ist gemein; trifft anonym er ein,
So ist er namenlos gemein.

* *
*

Wenn Schweigen wirklich immer Gold wäre, dann wären alle Fische Goldfische.

* *
*

Wer eine Tänzerin gewinnen will, muß größere Sprünge machen als sie.

* *
*

Ein netter Schirmherr, dieser Zeus, der auf Danaë als goldener Regen niederprasselt!

* *
*

Die Geduld gleicht dem Aeolos, sie überwindet alles.

* *
*

Da die Larven nur vor dem Gesicht getragen werden, so begreife ich nicht, wie Schiller dazu kam zu sagen: Unter Larven die einzige fühlende Brust.

* *
*

Diplomaten müssen außer ihrer Muttersprache wenigstens ebenso geläufig das Französische sprechen. Es geht eben ohne Doppelzüngigkeit nicht.

* *
*

Gescheit der Mensch, der Vieles mißverstehen kann.

* *
*

Mancher sagt: Ei, ei! und doch ist keines das des Columbus.

* *
*

Kein Platzregen kann dem Idealismus einen Platz in der Welt verschaffen.

* *
*

Gedächtnißreden werden gewöhnlich abgelesen.

* *
*

Es giebt Weiber, bei denen man perdu ist, wenn man per Du ist.

* *
*

Darüber, daß man keine Gedanken hat, soll man sich keine machen.

*   *
*

Ein Reporter, der garnichts gelernt hat, ist oft gut unterrichtet.

*   *
*

Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied. Der streikt aber meist.

*   *
*

In einer Gesellschaft von Spielern werden die Karten dann und wann gemischt, die Gesellschaft selbst aber ist es immer.

*   *
*

Das wäre schön, wenn eine kahle Platte wirklich Mondschein wäre. Dann wären die Schädel doch nur bei Nacht kahl.

*   *
*

Ich kenne Jemand, der seinen Hund so liebt, daß er ihn niemals schlägt. Nur ein einziges Mal hat er ihn beleidigt. Das war, als er ihm den Namen Nero gab.

*   *
*

Nicht jeder schläft auf Federn gut. Die sollten nur die richtigen Schriftsteller lesen!

*   *
*

Das Schlimmste ist, wenn man auf den Hund gekommen ist. Da muß man sich Mühe geben, herunterzukommen.

*   *
*

Eigenlob stinkt. Tadel, an Anderen geübt, wird gerochen.

* *
*

Unterredung ist leichter als Ueberredung.

* *
*

Es gab einen Minister, der Necker hieß, die meisten Minister sind es.

* *
*

Der Leser findet jede Zeitung, die er erst aufschneiden muß, unbequem. Wie kann man überhaupt Zeitungen lesen, wenn einem das Aufschneiden zuwider ist!

* *
*

Ein alter Spruch lautet: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht. Darum lügen manche Menschen gleich mehrmals.

* *
*

Der Verräther, sagt man, schläft nicht. Darum kann er auch kein aufgeweckter Mensch sein.

* *
*

Kronos aß seine eigenen Kinder. Das sind brave Kinder, die ihren Vater ernähren!

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin W.

Vierter Band. Dritte Auflage.

Inhalt: Die Karolinen. — Der orientalische Frieden. — Sansibar. — Die Zusammenkunft der drei Kaiser. — Die Kongo-Konferenz. — Die Hussiten vor Bernau. — An der afghanischen Grenze. — Der französisch-chinesische Krieg. — Die griechisch-türkische Krisis. — Der Kriegsminister Boulanger. — Das bulgarische Attentat.

Fünfter Band. Dritte Auflage.

Inhalt: Achmed Moukhtar Pascha. — Der Bibelübersetzer Achmed Tewfik. — Der russisch-chinesische Krieg. — Die Berliner Botschafter-Konferenz. — Ein Stündchen in St. Petersburg. — Die Flotten-Demonstration. — Die Uebergabe Dulcigno's. — Die ägyptischen Ereignisse. — Arabi vor Gericht. — Der falsche Prophet. — Der Feldzug im Ostsudan. — Chartum. — Die ägyptische Konferenz. — Die Italiener in Aegypten. — General Kaulbars.

Sechster Band. Zweite Auflage.

Inhalt: Der abessinische Feldzug. — Ferienarbeiten I. II. — Die Kaiserfahrt I—VII. — Die allgemeine Abrüstung. — Der Kaiser in Hamburg. — Die Weltlage. — Das Septennat. — Schnaebele. — Die französische Mobilerei. — König Malietoa. — Von der Grenze Rußlands. — Die ostafrikanische Katastrophe I—IV.

Siebenter Band. Zweite Auflage.

Inhalt: Ostafrikanische Ereignisse. — Die Samoa-Konferenz. — Der Schweizer Konflikt. — Die Flottenparade von Spithead. — Kreta. — Der Schah in Berlin. — Aus den Kaisertagen von Athen. — Aus den Kaisertagen von Konstantinopel. — Zwischen den Schlachten. — 1890. Einblick in das neue Jahr. — Der englisch-portugiesische Streitfall. — Frankreich in Dahomey. — Das zehnte deutsche Bundesschießen. — Helgoland. — Die Revolution im Tessin. — Die Amazonen. — Die Expedition gegen Witu. — Der Krieg gegen die Tuberkelbacillen.

Min.-Format. **Jeder Band** broschirt M 1,50,
eleg. gebunden M. 2,25.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin W.

Stettenheim, Julius,

Wippchen's sämmtliche Berichte

Bd.: 8

1893